Das Urtheil der Welt,

eine herrnhuthische Erzählung.

Unter der Brüdergemeine zu *berg lebt ein reicher und angesehener Mann mit seiner Gemahlin, die ehemals seine Haushälterin war. Bei den Weltkindern steht dieses Paar in einem wenig ehrenvollen und ziemlich platten Rufe: Herr von Schöneich — so urtheilt das Publikum — hat das Leben genossen, bis eine kluge Dirne den Zeitpunkt, wo die Fähigkeit zum Genuß von ihm, und er nothgedrungen von der Sünde Abschied nahm, zu ihrem Vortheil zu benuzen wußte — um die Lüken in einer solchen Geschichte auszufüllen, braucht es keiner Urkunden, und nur eines geringen Grades von Welt- und Menschenkenntniß.

Wie aber, wenn es sich mit dieser Geschichte ganz anders verhielte? Wenn ihr innerer Zusammenhang recht ehrenwerthe Dinge verbärge? Wenn das unscheinbare Resultat der Schiksale dieser Menschen aus vielen unbekannt gebliebenen, stillen Kämpfen, in denen einfache weibliche Tugend und wahre Heiligkeit geprüft und geübt wurden, entsprungen wäre, so wie hingegen manche glänzende Begebenheit, die ihre Helden dem Publikum empfiehlt, wenn sie gehö-

rig ergründet würde, aus lauter Gemeinheit und Armseligkeit zusammengesezt erscheinen möchte?

Auf der östlichen Seite des Thüringer Waldes liegt am Fuße desselben das gewerbsame Städtchen Z., wo sich vor mehrern Jahren ein Zeugweber Namens Peter Stein angesiedelt hatte, ein geschikter Mann, der aus Schlesien kam, und zu den Herrnhuthern gehörte. Er war verheirathet, und hatte ein Kind, das Deborah hieß. Als fremder Handwerker, der sich noch obendrein durch seine Religion auszeichnete, hatte er keinen leichten Stand. Er arbeitete fleißig, wurde in keinem Wirthshaus gesehen, war dienstfertig gegen jedermann, und sprach von Niemanden Böses. Seine Frau sah man fast nie außer dem Hause, wenn es nicht auf dem Markt oder in der Kirche war, und dann war sie freundlich und bescheiden. An Sonn- und Feiertagen nach dem Gottesdienst pflegte die ganze Familie spazieren zu gehen, der Vater mit glattem, sich schon bleichendem Haar, Frau Stein in schlichter Kleidung aus selbst gewebtem Zeuge, und Deborah, im schwarzen Mieder mit gestreifter Schürze, war schon ein großes Mädchen von zehn Jahren, wie sie der Vater noch an der Hand führte, und ihr über die Gosse half. Man hätte denken sollen, daß sich die guten Leute mit der stillen Wirthschaft, die niemand etwas in den Weg legte, Liebe erwerben müßten. Wenn man aber, in den

niederen wie in den höheren Ständen, Menschen erlauben soll, sich auszuzeichnen, so müssen sie auf irgend eine Weise imponiren. Findet man sie anders als man selbst ist, und nur in einem Stüke, das man beurtheilen zu können glaubt, lächerlich, so verachtet man sie, und aus der Verachtung wird, wenn man sie täglich vor Augen hat, ohne in nähere Berührung mit ihnen zu kommen, endlich wohl gar Feindseligkeit.

Peter Steins häusliche Tugenden blieben den Z.er Bürgern, die keinen Verkehr mit ihm hatten, verborgen. Man merkte nur, daß er immer arbeitete, und dennoch immer ärmlich einhergieng. Saßen die Handwerker an Feiertagen auf den Bänken vor dem Bierhaus, und Peter Stein zog mit Weib und Tochter nüchtern vorüber, dem Gehölze zu, so gab das schon Unmuth unter den Bürgern. Mehr als einmal war man dann den Leuten nachgegangen, um sie zu belauschen: da lagerten sie sich an einsamen Flekchen im Walde; die Mutter leerte ein Körbchen aus, das Deborah am Arme hergetragen hatte; es wurde ein kleines Mal von Obst und Brod verzehrt, für den Alten war ein Schoppen Wein mitgebracht worden, wovon Frau und Tochter nie etwas genossen; in stiller Heiterkeit nahmen sie ihr Vesperbrod zu sich, und sangen nachher mit gedämpfter Stimme geistliche Lieder, bei denen sie sich zuweilen dergestalt in andächtige

Wehmuth einwiegten, daß man den ehrlichen Peter Stein mit wankendem Schritt nach Hause schleichen sah, während Mutter und Tochter ihn mit rothen Augen begleiteten. Was konnte es aber anders seyn als Stolz, wenn Peter Stein lieber in den einsamen Wald gieng, als zu den ordentlichen Bürgersleuten in's Wirthshaus? Und dort wurde gegessen und Wein getrunken; also war ihm das Bier zu schlecht. Wenn nun obendrein einer oder der andre dem gutgemeinten Gesang im Walde zugehört, und Ausdrüke aufgehascht hatte, an denen seine von der Wanderschaft mitgebrachte Aufklärung ein Aergerniß nahm, so war des ärgsten Spottes kein Ende, und der gute Mann, der im Vorübergehen mit dem Frieden grüßte, von welchem sein Herz voll war, hieß ein Trunkenbold und ein hochmüthiger Narr.

Es gieng selten eine Woche hin, wo nicht dürftige Wanderer, deren Garderobe oft so übel bestellt war, daß der Thorwächter sie nur nach genauer Besichtigung ihres Passes hereinließ, bei Peter Stein einkehrten. Frau Stein schlich dann sogleich nach der Schlachtbank, oder mit dem Bierkrug nach der Schenke, und Deborah trippelte sittiglich mit einem blanken zinnernen Teller zu dem Beker, um Kaffeebrödchen zu holen. Oefters sah man den Fremden erst nach mehreren Tagen wieder abziehen, und wer zerlumpt her-

eingekommen war, wanderte wohl mit einem neuen gestreiften Kittel oder Brusttuch, dessen Muster man von Peter Steins Webstuhl her erkannte, zur Stadt wieder heraus. Wenn nun die kleine Familie den sie verlassenden Gast an die Hausthüre begleitete, und mit Händedrüken und frommen Segenssprüchen Abschied von ihm nahm, so trat allenfalls ein boshafter Nachbar hinzu, fragte spöttisch: das war wohl ein Blutsfreund, den der Nachbar da bewirthet hat? — Es ist ein Bruder aus Gnadenthal, gab Peter Stein demüthig zur Antwort, ohne sich aufzuhalten, und verriegelte die Thüre. Da sieht man's, hieß es nun, um mit fremden Landstreichern zu prassen und Vagabunden zu kleiden, giebt der Betbruder so spärlich in die Armenbüchse, und zahlt eben nur was er muß, bei allen wohlthätigen Steuern!

Peter Stein hatte vorher in einer Herrnhuther Gemeine bloß nach der eingeführten Ordnung gelebt, ohne größere Spannung oder Schwärmerei, als die meisten seiner Brüder zur Erfüllung ihrer Religionspflichten bedurften. Was aber dort allgemeine Sitte war, wurde in Z. Absonderung, und wenn selbst ausgezeichnete Charaktere durch Lagen, die sie von der Welt um sie her absondern, leicht einen Zusaz von Uebermuth und Eigensinn erhalten, so müssen bei gewöhnlichen Menschen, zumal wo Religio-

sität im Spiele ist, in solchen Lagen noch seltsamere Mischungen herauskommen.. Wir wollen also nicht bestimmen, wie viel demüthigen und furchtsamen Stolz das Gefühl, um eines besseren Glaubens willen verachtet zu seyn, im beschränkten Gemüth unsers ehrlichen Zeugwebers hervorbringen, und wie viel Nahrung er auf diese Weise dem unverdienten Haß seiner Z.er Mitbürger bieten mochte.

Wie Deborah das zehnte Jahr zurükgelegt hatte, beschloß ihr Vater, dem doch nicht wohl dabei war, sie in dem zarten Alter, wo das Herz jedem Eindruk offen steht, von lauter Weltkindern umgeben zu sehen, sie nach *berg zu schiken, um sie dort im Mägdleinhause erziehen zu lassen. Das gute Kind ängstigte sich anfangs sehr, sich von den Eltern, und ihrer kleinen Wohnung, und dem Fichtenwäldchen, wo die Familie ihre Liebesmale hielt, trennen zu müssen. Mit Zittern hörte sie die Stunde schlagen, welche bestimmt war, in der Gegenwart eines fremden, nach *berg reisenden Bruders zu loosen, ob sie jezt würklich die Reise antreten sollte. Ihre Wangen glühten, indem sie die Hände zum Gebet faltete, und große Thränen drangen durch ihre langen, bräunlichen Wimpern hervor, wie sich die Eltern, nachdem sie gebetet und die Sache nochmals reiflich überlegt hatten, mit dem Fremden um einen Tisch im Kreis stellten, und der

Vater nach herrnhuthischer Sitte das Loos zog. Es fiel bejahend aus: nun war der Wille ihrer Eltern zu des Heilands Willen geworden; von dem Augenblik an waren ihre Thränen getroknet — ihr junges Herz empfand fromm und sanft die Freude, ihren liebsten Wunsch, daß sie ihre Eltern nicht verlassen müßte, Gott zum Opfer zu bringen.

Zu *berg verwandelte sich ihre Ergebung sehr bald in zufriednen Gehorsam bei Erfüllung aller Pflichten ihrer neuen Lebensart. Sie war vorher nie mit einem Geschöpf ihres Alters zusammen gewesen, sie hatte bei den Verhältnissen ihrer Eltern überall ein gewisses, ihr selbst unbekanntes, furchtsames Gefühl mit sich herumgetragen, und mußte Handlungen, die ihr als Pflicht geboten waren, immer halb insgeheim verrichten. Hier fand sie sich auf einmal in dem vollkommensten Einklang mit allem, was sie berührte. In gleicher, unendlicher Liebe schloß sich ihr Herz ihren Gespielinnen und ihren Lehrern auf, und schwamm selig entzükt in dem frommen Frieden, der es rings umgab. Mit einer Innigkeit, die oft ihre schönen Augen mit Thränen füllte, ließ sie ihre reine Stimme im Chor der Schwestern ertönen, wenn es in den Kinderstunden dem Prediger mit Gesang antwortete. Zu ihrem besonderen Glük hatte sie eine vortrefliche Schulmeisterin, eine Frau, deren

Uebergang aus der Welt in die Gemeine mehr durch ein wundes Herz als durch ein scheues Gewissen bestimmt worden war. Diese wußte die äußerlichen strengen Vorschriften mit dem Geiste der reinsten Liebe zu einem höchsten Wesen, und dem Bestreben, sich ihm auf diesem Wege zu nahen, zu beleben. Sie bemerkte Deborahs aufkeimende Schönheit, und es war ihr bekannt, daß sie nicht in der Gemeine bleiben, sondern unter andre Glaubensgenossen als Separatistin zurükkehren würde. Weit entfernt, sie mit blindem Eifer vor Verführung zu warnen, stimmte sie blos ihr Herz zu einer sanften Duldung, die ihr die künftige Vereinzelung weniger empfindlich machen würde. So wie derjenige, sagte sie oft zu dem gelehrigen Mädchen, welcher mit irdischen Gütern gesegnet ist, seinen ärmeren Brüdern mittheilen soll von seiner Haabe, so wird es deine Pflicht seyn, denen, welche ärmer sind am Geiste Gottes, wohlzuthun mit diesem Geiste, der da ist der Geist der Liebe.

In glüklicher Einförmigkeit verflossen Deborahs Kinderjahre. Jedes ihrer Gefühle, jeder ihrer Gedanken, lag in ihrem Gesicht, wie in einem reinen Spiegel, offen am Tage. Am Abend faltete sie ihre Hände, im seligen Bewußtseyn, mit ihrem Heiland, der ihr das Urbild des Besten und Schönsten war, vereint zu seyn,

nachdem sie jede kleinliche Bedingung, unter welcher ihr dieser Lohn verheißen war, ungezwungen erfüllt hatte, und so lag sie da, das holdeste Bild des guten Gewissens, und schien dem Engel der Unschuld, dem sie glich, im Traume zu lächeln.

So war Jahr auf Jahr das fünfte dahin, als ihr der Vater meldete, daß er sie am nächsten Osterfeste von *berg wieder abholen würde. Die Umstände ihrer Eltern hatten sich inzwischen verschlimmert. Durch den häufigen Zuspruch von nothleidenden fremden Brüdern war nach und nach ein Mizverhältniß zwischen der Einnahme und der Ausgabe entstanden. Die Mutter hatte einen unglüklichen Fall gethan, von dem sie nach langen Schmerzen ein lahmes Bein behielt. Ein guter Theil des Hauswesens mußte einer Magd anvertraut werden, die sich gegen eine fremde, und fremdgläubige Herrschaft nicht zu einem sonderlich zarten Gewissen verpflichtet hielt. Am Osterfest machte sich Peter Stein auf den Weg zu seiner Deborah, die nun stark genug seyn mußte, um die Stelle der kränklichen Mutter im Hause zu ersezen, und geschikt genug, mit zum Erwerb beizutragen.

Er hatte sie in den fünf Jahren nicht gesehen. Kaum mochte er seinen Augen trauen, als ihm statt des kleinen rundköpfigen Mädchens in der Kinderhaube, eine schlanke Jungfrau, sittsam

blühend in der sonst entstellenden Schwesterntracht, entgegentrat, und halb kniend, mit leiser, süß-lispelnder Stimme und unter Freudenthränen um seinen Segen bat. Das dichte, weisse Häubchen verstekte ihr blondes Haar, und schloß sich fest an die vollen Wangen, an den blendenden Hals. Aber glänzend rein stand die edle Stirn über der zarten griechischen Nase, das dunkle blaue Auge blikte empor, wie das Auge der heiligen Cäcilia, die von den Engeln singen lernt, und ein kunstliebendes Weltkind, das sie so gesehen hätte, mit dem Ausdruk von kindlicher Liebe im feuchten Blik, die weissen Arme um des Vaters Naken geschlungen, wäre ungeduldig gewesen, den schönen Kopf von seiner geschmaklosen Hülle zu befreien.

Sehr bekümmert über die schlimmen Nachrichten, die ihr der Vater von dem Befinden der Mutter brachte, eilte Deborah am folgenden Morgen, sich zur Abreise fertig zu machen. Die Trennung von ihren Gespielinnen und Lehrerinnen war ihr unendlich schmerzhaft; auch fürchtete sie sich vor Z., wo sie keinen Menschen außer ihren Eltern kannte, und nie mit Mädchen ihres Alters umgegangen war, und dachte sie vollends, daß sie ihre arme Mutter leidend, ja sogar außer Stand, sie auch nur in die Kirche zu begleiten, finden würde, so schauderte ihr vor der Zukunft. Still giengen der Vater und die Tochter neben

einander her. In der Mittagstunde sezten sie sich an einem Wasser, und aßen etwas von dem Vorrath, mit welchem die Schwestern sie auf die Reise versorgt hatten. Ach Vater, sagte Deborah, die lange in den hellen Strom geblikt hatte, daß doch jezt ein Fisch da heraussprünge, wie es dem jungen Tobias begegnete, und ich heilte meine Mutter, wie jener seinem Vater das Gesicht wieder verschafte! Warum wohl Gott, da die Welt so viel schlimmer ist, seine Engel nicht mehr sendet, uns zu geleiten?

Es freute der Vater sich innerlich über Deborahs fromme Bemerkung; indessen sagte er verweisend: ei, klage doch nicht! Er sendet uns Mosen und die Propheten: mögen wir diese nur verstehen! Dein Anblik wird die Füße deiner Mutter stärken, daß sie ihren Lauf muthig fortseze, bis sie in jenen Freudensaal eintritt, da unsre Seele, mit dem Blute des Lammes gewaschen, keine Makel mehr trägt.

Deborah betete still, und klare Thränen benezten ihre Rosenwangen.

Würklich stärkte ihre Rükkehr die gute Mutter, sie ertrug ihre Leiden heiterer, und die Wirthschaft gewann etwas durch Deborahs Aufsicht; doch konnte sie in der theuern Zeit bei den Kriegsunruhen nicht wieder gedeihen. Die Fabriken sezten nichts mehr ab, und bedursten keiner Zufuhr mehr. Peter Stein saß traurig vor sei-

nem Weberstuhl, der oft Wochen lang leer stand, er besaß kein Kapital, das er zum Ankauf von Materialien hätte anlegen können, um in Vorrath zu arbeiten. Dafür las er fleißig in seinen frommen Büchern, und hielt sich damit hin, so daß er selten eher an den Mangel dachte, als bis er ihn fühlte. Nachdem er den Morgen halb im Traum mit Lesen zugebracht hatte, so fiel ihm erst am Mittag ein, wenn statt der guten Suppe und des Fleisches, die ihm seine Hausfrau sonst vorzusezen pflegte, Deborah mit niedergeschlagenen Augen Kartoffeln und Salz auftrug, daß es sich sehr zu ändern anfienge.

Die armen Leute kamen immer mehr herunter. Einen Mittag waren auch keine Kartoffeln mehr da. Die Stunde war längst vorüber, und Deborah erschien nicht. Der Alte stand auf, um in der Küche nachzusehen. Da trat eben Deborah mit glühend rothen Wangen in das Haus; sie brachte Brod und eine Wurst, die sie, nebst einem Nösel Wein, sogleich auf den Tisch sezte. Die Mutter sah mit einer Freude, welche die schmerzgewohnten Züge verklärte, auf das Essen, und dann auf ihr Kind, und rief: O du, der deine Diener von Raben speisen ließest, womit verdienten wir sündige Menschen solches Heil?

Peter Stein horchte auf; er fragte, was ihre Rede bedeutete, und warum man heute so festlich speiste. Da erzählte ihm die Mutter, daß Deborah

die drei lezten Nächte nicht zu Bett gegangen war, um eine Stikarbeit in weisser Leinwand, die ein Kaufmann bei ihr bestellt, zu beendigen. Es war die erste der Art, die in dieser Gegend zum Vorschein kam, sie war zu einem Nachtkleid für die Tochter eines der angesehnsten Einwohner des Orts bestimmt: Deborah hofte sich damit eine gute Erwerbsquelle zu eröfnen. Sie hatte aber alles Fleißes ohngeachtet nicht fertig werden können, bevor ihr kleiner Geldvorrath sich rein aufgezehrt fand. Nun hatte sie den Eltern kein Mittagsessen aufzutragen, oder sie mußte borgen. Borgen! Zum erstenmale borgen! — Doch vermochte sie es nicht über sich, die Menschen anzugehen, die sie so oft mit Spott, nie mit Vertrauen behandelten; weniger schreklich war es ihr, in das Haus des Fabrikanten zu gehen, und dort auf ihre, in vier und zwanzig Stunden sicher vollendete Arbeit — vier Groschen zu entlehnen.

Vier Groschen auf eine Arbeit, die zu neun Thalern angeschlagen war? Die Kommerzienräthin Herrmann, bei welcher ihr Anliegen ausgerichtet wurde, konnte das nicht reimen; sie ließ das Mädchen hereinkommen, und befragte sie um den Fortgang ihrer Arbeit, von der sie vermuthete, daß sie nicht weit gediehen seyn möchte. Aus einem unraisonnirten Gefühl von Stolz und Unabhängigkeit, das sich bei dem

Vorsaz, zu borgen, in Deborahs Gemüth mit der Furcht, jemanden zu beeinträchtigen, vermischte, hatte sie beschlossen, nur so wenig zu fordern, und zugleich ihre Arbeit vorzuzeigen. Madame Herrmann erstaunte sowohl über die Zierlichkeit der Näherei, als über die kurze Zeit, in welcher sie so weit damit gekommen war. Sie rief einen jungen Mann, der am Fenster saß, ohne sich um den Auftritt zu bekümmern, herbei — sieh doch, August, sagte sie, welch ein artiges Geschenk deine Schwester da bekommen wird.

Er stand auf, und nahte sich mit einem freundlichen Gesicht, welches anfangs etwas Spott, dann aber Bestürzung und Bewunderung ausdrükte: jener galt der Kleidung des Mädchens, die sie noch von dem Schwesterhause beibehalten hatte; den lezten Eindruk brachte ihre Schönheit bei dem jungen Manne hervor. Er suchte seine Bewegung, die aus dem Unvermutheten einer solchen Erscheinung entstand, zu verbergen, indem er die Arbeit genau zu betrachten schien. Madame Herrmann unterbrach sein Lob, und sagte zu dem Mädchen: was will Sie aber mit den vier Groschen machen? In ein Paar Tagen ist Sie ja fertig, und dann bekommt Sie gleich Ihr Geld —

Deborah zitterte; sie glaubte, umsonst gebeten zu haben: peinliche Schaam färbte ihr Gesicht, ihr Auge füllte sich mit Thränen. Morgen werde

ich fertig, sagte sie leise; wenn mir aber die Frau heute vier Groschen gäbe, so .... es ist wegen meiner Eltern —

Madame Herrmann war erst seit einem Jahr von L. hieher gezogen, wo ihr Mann die Fabrik gekauft hatte; sie kannte, als eine reiche Fremde, nur die besonders angesehenen Einwohner des Städtchens, und hatte eben keinen Trieb, sich um die andern zu bekümmern. Sie bemerkte ganz gleichgültig gegen Deborah, daß sie doch wohl unmöglich bis morgen würde fertig werden können, gab ihr aber, auf Abschlag wie sie es nannte, einen halben Conventionsthaler. Deborahs Herz hüpfte vor Freude, sie dankte mit frommer Innigkeit, und flog zum Beker und zum Mezger, um ihrem Vater einen Festtag zu machen.

Die Hände betend gefaltet hörte Peter Stein, was die Mutter von Deborahs Arbeitseifer erzählte, und der Tochter ungeschminktes Geständniß, wie viel saurer ihr heute die Bitte um die vier Groschen als vier schlaflose Nächte geworden wäre, wie viel weher ihren Augen die verhaltnen Thränen, bis sie jenes Geschäft vollbracht, gethan hätten, als die feinen Stiche beim Lampenschein. Nun so esset in Gottes Namen! sagte sie endlich, und schob dem Vater den Stuhl an den Tisch. — Ja denn in Gottes Namen! sprach feierlich der Alte, und nahm die Müze von der

kahlen Scheitel, die eine schwärmerisch gefurchte Stirne krönte; schon hatte er die Lippen zum gewöhnlichen Tischgebet geöfnet, als er plözlich inne hielt — ja, rief er dann, und hob die gefalteten Hände empor, ja komm, Herr Jesu, und seh unser Gast! — O du mitleidsvoller Wohlthäter, hier ist mehr wie das Scherflein der Wittwe — segne was du bescheret hast, und was die Thränen meines Kindes und deiner Magd schon heiligten — — Hier erstikten seine eigenen Thränen seine Stimme. Deborah stand daneben heiter wie ein Engel, und dankte Gott für die Freude. Sie aßen still, wie Hungrige und Fromme.

Madame Herrman dachte nicht mehr an Deborah, sobald diese das Zimmer verlassen hatte; wohl aber dachte August, ihr Sohn, an das Mädchen. Dem jungen Mann war ein sehr ansehnliches Vermögen bestimmt, er hatte studirt, war gereist, und hatte schon genug genossen, um zuweilen darauf zu gerathen, ob es nicht eine höhere Lebenslust gäbe, als die ihm Geld und jugendliche Sinne bisher verschaft hatten. Deborahs reine jungfräuliche Züge hatten ihn entzükt; ihr Anblik machte ihm plözlich begreiflich, wie die alten Meister der deutschen Schule in ihren verhüllten hölzernen Figuren wirklich Ideale darzustellen sich bewußt gewesen waren. Eine solche Natur schwebte vor Dürers Seele, und dachte er sich diese oder jene Dürersche Gestalt,

mit der Thräne im Auge, den zitternden Lippen, halb lächelnd halb betend, wie Deborah da gestanden hatte, so bewunderte er den tief fühlenden und kalt schildernden Künstler.

Er sezte die unbedeutende Auskunft, die ihm seine Mutter wegen des Mädchens geben konnte, so gut es gieng in seinem Kopfe zusammen, und suchte einige weitere Erkundigungen einzuziehen. Den folgenden ganzen Morgen brachte er im Familienzimmer zu, in der Hofnung, daß sie ihre fertige Arbeit bringen würde. Wirklich kam, noch ehe es Mittag war, Deborah mit klösterlichem Schritt, ihr schneeweissestes Käppchen um die glatte Stirne, über die Straße auf das Haus zu: August sah zum Fenster heraus; sie erblikte ihn, und schlug, von einer lebhaften Röthe übergossen, die großen Augen nieder, die von den Nachtwachen angegriffen, etwas Verschleiertes, Scheueres hatten. Das Erröthen, der Ausdruk des Auges, misverstanden vom leichtsinnigen Reichen, gaben Augusts Empfindungen eine neue Lebhaftigkeit, aber auch eine Mischung, die Deborahs nicht würdig war. Die Arbeit wurde bewundert, der bedungene Lohn ausgezahlt; man bestellte neue, und versprach, die Jungfer bei Bekannten zu empfehlen. Madame Herrmann hatte sogar die Güte, sie zu ermahnen, daß sie ihre Augen nicht durch Nachtarbeit schwächen möchte. Sie gab bescheiden zur Antwort: sie würde das auch nicht

mehr nöthig haben, wenn sie sich schmeicheln dürfte, immer beschäftigt zu werden. Sie gieng, ohne einen Blik auf August zu werfen.

Es versteht sich, daß August sehr bald zu Peter Stein gieng, um bei seiner Tochter eine Stikerei zu bestellen. So weit machte sich sein Plan von selbst, ohne daß er Ueberlegung dazu brauchte. Nun ließ er sich mit dem Alten in Gespräche über die Geschichte seiner Glaubensgenossen ein. Das wollte aber nicht weit führen: Peter Stein hatte die Scheue seiner Sekte, sich vor Fremden herauszulassen, und die Stumpfheit, welche Alter und lange Dürftigkeit geben; Deborah saß inzwischen stumm am Fenster, und nähte. Bei einem wiederholten Besuch gerieth August über die Einsilbigkeit des Vaters, und das Stillschweigen der Weiber, endlich in Verlegenheit. Wäre es noch einmal so gegangen, er wäre wohl gar weggeblieben. Doch als er wieder kam, traf er Deborah weinend bei dem Bett ihrer Mutter, deren Uebel sich bei dem herannahenden Winter in Auszehrung verwandelte. Sie sprach von ihrem Tode, und sezte dem eigennüzigen Schmerz ihrer Tochter den stillen Jubel der siegenden Christin entgegen. August war mit guten Anlagen geboren; auf seinem ebenen Lebenspfad vor würklicher Verdorbenheit geschüzt, fehlte ihm nur ein Anlaß, um sich Grundsäze zu machen für sein gutes Herz. Wenn er anfänglich

im Stillen über das abentheuerliche Gewand lächelte, welches die Kranke der heldenmüthigsten Ergebung, den schwersten Lehren der Weisheit anlegte, so wandelte ihn bald ein ehrerbietiger Schauder bei dem hohen Sinne der Wahrheit an.

Vor dem man einmal weinte, der bleibt nicht mehr ein Fremder. Heute zum erstenmal öfnete Deborah den Mund gegen ihn, und dankte ihm bei'm Abschied für seine Theilnahme an dem Zustand ihrer Mutter. August schikte in den folgenden Tagen mehrmals Wein und andre Stärkungsmittel, wofür ihm Deborahs nasses Auge besser dankte, als es Worte gekonnt hätten. Mit unwillkührlicher Ehrfurcht durchdringt ein dem Tode geweihtes Wesen jedes fühlende Herz. Im Begrif, in Staub zu zerfallen, gehört diese irdische Hülle einer furchtbaren, unbekannten Macht; das Leben will entfliehen — und wo flieht es hin? wie gehört es noch diesem erstarrenden Leibe, und denen, die um ihn her weinen? August wagte es eine Zeit lang nicht mehr, so unberufen in dieses Haus zu gehen. Doch endlich trieb ihn wahres Gefühl, wieder zuzusehen, was die Familie machte. Es war im December, bei'm Einbruch der frühen Nacht. Das ganze Häuschen war finster und still, nur in dem Zimmer, wo die guten Leute beisammen zu seyn pflegten, sah August eine Lampe flimmern. Wie er die Treppe hinaufgieng, tönte ihm ein sanfter Gesang entgegen.

Deborah kniete an dem Bett der Sterbenden; sie sang eben die lezten Worte von Pope's bekanntem Liede:

Leiht, o leiht mir eure Schwingen,
Brüder, Geister, helft mir singen:
O Grab, wo ist dein Sieg? wo ist dein
Pfeil, o Tod?

Sie hatte das Lied voll schauerlicher Salbung im Schwesternhause gelernt, wo man alles aufführte, was von schöner geistlicher Musik bekannt war. — O Grab, wo ist dein Sieg? wo ist dein Pfeil, o Tod? rief die Kranke matt, ließ die gewaltsam emporgehobnen Arme sinken, und lag danieder. Deborah verhüllte ihr Gesicht in die Deke, bis ein Aechzen der Mutter sie emporriß. Sie unterdrükte einen Schrei des Schmerzens, und sagte zum Alten, der stumm und in betender Stellung am Fuße des Bettes stand: Vater, ich darf wohl das Amt der Aeltesten verrichten, da ich allein hier bin — Er kniete nieder. Sie legte beide Hände auf die Stirne der Mutter, richtete ihr Angesicht, in welchem Schmerz mit heiliger Würde kämpfte, gen Himmel, und sprach laut und fest die Worte der Einsegnung. Ihre Mutter war nicht mehr. Sie betete noch einen Augenblik leise, indem sie am Bett kniete; dann traten sie und ihr Vater zusammen, und gaben sich die Hände — Gelobt sey der Heiland,

sagten sie beide zugleich, und gesegnet seine Magd, die zur Seligkeit eingieng!

Jezt blikte sie nach August hin, der herbeitrat, und dem Alten die Hand bot, aber mit ehrerbietigem Stillschweigen vor Deborah stehen blieb. Ein Gefühl von Anstand und sein gerührtes Herz hatten seine Knie gebeugt, wie die schöne Heilige den Segen über die Sterbende sprach, und der graue Alte zur Erde sank. Deborah hatte es wahrgenommen, und der mit ihr gebetet hatte am Todesbett der guten Mutter, war kein Weltkind mehr, kein gefährlicher Mensch für sie.

Peter Stein wurde nach dem Tode seiner Frau völlig trübsinnig. Die Tochter ernährte ihn, und ihr Fleiß erhielt die Wirthschaft auf einem nicht ganz dürftigen Fuß, weil August die Zahlungen besorgte. Indessen mußte er behutsam zu Werke gehen; er wollte zwar das Mädchen nicht eigentlich verführen, aber sie besizen, sie bilden, von ihr geliebt seyn; es war also nöthig, daß er ihr Vertrauen gewann, und insbesondre den Gedanken nicht in ihr aufkommen ließ, als dürfte sie kein Geld von ihm nehmen: in dieser Absicht bezahlte er ihre Arbeit nur um so vieles besser, als es geschehen konnte, ohne durch eine Vergleichung mit dem Preise, den seine Mutter mit ihr ausgemacht hatte, Verdacht bei ihr zu erregen.

In des Vaters Gegenwart pflegte er sie nicht

zu sehen, sondern er stand meistens in den Morgenstunden, wenn sie in der Küche arbeitete, neben ihr. Es war eine sonderbare Art von verliebten Zusammenkünften; wäre Deborahs Frömmigkeit bloße Außenseite, nicht inniger Glaube gewesen, so hätten ihr Augusts Bemühungen schaden können, da ihr Kopf nicht dazu gemacht war, seine Philosophie zu fassen. So aber verwechselten sie bald gewissermaaßen ihre Rollen. Er stieß sich immer weniger an ihre steife Tracht, an ihre gefalteten Hände, an ihre frommen Formeln, und ihre Frömmigkeit wurde immer mehr durch Weichheit und Schwärmerei verschönert. Es fehlte endlich nicht viel, daß der Aufklärer zum Schüler wurde: am Waschzuber, bei'm beräucherten, beeißten Fenster, stand August, zwar nicht bekehrt, aber unfähig, diesem Mädchen eine andere als ihre eigenthümliche Tugend zu wünschen.

Auf diese Weise vergieng der Winter. Deborah liebte von Herzen, aber ohne sich's im einfachen Gang ihres fleissigen Lebens bewußt zu seyn. Wenn sie bei einem heiteren Sonnenblik eilig vom Arbeitspläzchen am Fenster aufstand, um ihre Blumenscherben hinter die Scheiben zu stellen, raisonnirte sie nicht darüber, daß sie dem Aufblühen ihrer Schneegloken, ihrer Hyazinten, mit dem Vorsaz, sie August zu geben, entgegensah. Wenn sie troz der harten Arbeit bei'm Schüren

des Feuers, seit August an dem Heerde zu stehen pflegte, immer weisse Schürzen vorband, fiel ihr nicht ein, daß dies Liebe und Sünde wäre: sie kannte keinen Verführer als Satan, und August hatte am Sterbebette ihrer Mutter gebetet.

Zu Anfang des Frühjahrs bat sie August oft dringend, um ihrer Gesundheit willen, einen Spaziergang im Freien zu machen. Er wollte sie nicht durch die Stadt führen, weil es den Nachbarn auffallen würde; aber an dem Pläzchen im Walde, das ihr von den ehemaligen Sonntags-Spaziergängen her noch lieb und werth war, und von welchem sie ihm zuweilen erzählt hatte, bot er ihr an, sie zu erwarten. Sie lebte nun seit einem Jahre wie eingeschlossen zu Hause, und sie sehnte sich hinaus, wie sie des Nachbars Tulpen und Hyazinten Knospen treiben sah, während die ihrigen verblühten. Der Vater, an Geist und Körper gleich krank, war zu keinem Ausgehen zu bewegen. Indessen bekämpfte sie ihre Sehnsucht, und widerstand den Bitten ihres Freundes, bis zum Himmelfahrtstag, da sie nach dem Abendmal, mit der Freude eines versöhnten Kindes in ihrem unschuldigen Herzen, einsam auf einem Umwege, um nicht am Wirthshause vorbeizukommen, auf den Wald zugieng.

Ihre Angst war groß, denn sie war nie allein vor dem Thore gewesen. Sie sah sich oft nach

August um, und doch erschrak sie, als er ihr, gegen sein Versprechen, schon vor dem Wäldchen begegnete. Aber wie viel heftiger fühlte sie sich ergriffen, da er ihr sagte, daß er so schnell gekommen wäre, weil er auf eine lange Zeit Abschied von ihr zu nehmen hätte! Ein Handelshaus in W., mit welchem das seinige große Geschäfte machte, hatte einen bedeutenden Stoß erlitten, und er mußte eilen, dem Schaden vorzubauen, der daraus erwachsen konnte.

Jezt empfand Deborah, wie unentbehrlich er ihr war, und sein Betragen lehrte sie heute, daß er ihr hätte gefährlich werden können. August war in Verzweiflung, sie verlassen zu müssen. Der Gedanke des Abschieds, mit einem häßlichen dunkel eigennüzigen Gefühl, schnell noch zu genießen was genossen werden könnte, verbunden, machte ihn unbehutsam. Er hatte bisher, aus Furcht sie aufzuschreken, kaum gewagt, ihre Hand zu berühren; jezt faßte er sie, wie sie im Gras neben ihm saß, um den schlanken Leib, und lehnte ihren Kopf an seine Brust. Es entstand bei Deborah eine Wallung, die ihr fremd war: plözlich erwachten hundert, ihr bisher unverständliche Sprüche der Schrift in ihrem Gedächtniß — das ist Sünde! rief es ihr furchtbar in das Ohr; sie sprang zitternd auf.

August bemühte sich umsonst, sie zu beruhigen: er konnte es nur durch lebhafteren Ausdruk sei-

ner Liebe, und jedes seiner Worte war ein neuer Lichtstrahl für sie. Doch war sie nicht mehr erschroken, nicht einmal betrübt; sie wurde nur ernst, nachsinnend, zurükhaltend. Sie bat ihn, aufzubrechen, und weinte sanft, als er sie erinnerte, daß er Abschied von ihr nähme. Er schenkte ihr zum Andenken ein silbernes Etui nach der damaligen Mode, mit Fingerhut und Scheere; sie nahm es dankend. Als er sie nun bat, einen Beutel mit zwanzig Pistolen anzunehmen, schien sie wieder zu erschreken. Aber Deborahs Betragen hatte auch ihn umgeändert: der Sinnenrausch war verflogen, er freute sich, sie während seiner Abwesenheit tugendhaft zu denken, und wünschte, sie unterdessen vor dem Druke der Armuth schüzen zu können. Wie er sie unentschlossen sah, stellte er ihr ihre Lage vor, und gab ihr zu verstehen, daß seine Mutter ihre Arbeit nunmehr vielleicht weniger gut bezahlen würde. Der vorhergehende Augenblik hatte Deborah um vieles klüger gemacht; sie übersah den ganzen Zusammenhang, und schwieg weinend. Er sprach von ihrem alten Vater, dessen Pflege sie bald am Arbeiten verhindern, und die Ausgaben verdoppeln würde; sie nahm den Beutel hin, und rang die Hände.

Jezt wollte er ihr einen Ring an den Finger steken. Wie viel jugendliche Unbedachtsamkeit, welche die Konsequenz dieses Geschenks nicht be-

rechnete, oder frevelhafter Leichtsinn, der sich's kein Nachdenken kosten ließ, ob einst ein weibliches Herz bräche, dabei im Spiele war, möchte schwer zu bestimmen seyn. Deborah wies aber den Ring kalt und muthig zurük: diesen, erklärte sie, könne sie nach ihrer Religion nur von ihrem Vater empfangen. Als er sie nun auch um ein Andenken bat, gab sie ihm eine kleine hölzerne Gelddose, auf welcher der Spruch: „Liebet euch unter einander, gleich wie ich euch liebe," rund um einen schlecht gemahlten Christus, der vor einigen Lämmern stand, geschrieben war. August lächelte, wie er die Worte las. Deborah erröthete, und wollte die Dose — ihre Schulmeisterin im Schwesternhause hatte sie ihr gegeben, und sie war ihr einziges Besizthum dieser Art — wieder zurüknehmen. Aber August küßte die Dose, und schnell auch die ausgestrekte Hand, und stekte das Geschenk in seinen Busen.

Deborah war jezt allein, und hatte keine Freude, als für August zu beten. Das that sie oft und innig, bei ihrer Arbeit, und am Krankenbett ihres Vaters, dem erst nach dreimonatlichen Leiden die Wohlthat des Todes zu Theil ward. Seine lezten Stunden waren trüb und einsam. Er fühlte Deborahs Thränen nicht auf seinen Wangen, hörte ihr Gebet nicht, das um heitere Ergebung rang.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

In Z. ist es Sitte, die Todten zu bewachen. Die nächsten Verwandten, Freunde, Nachbarn, kommen neben der Leiche, wenn kein anderes Zimmer da ist, zusammen, und essen und trinken die Nacht durch. Verwandte oder Freunde hatte Peter Stein nicht gehabt; der Todtengräber fand sich ein, die Leichenfrau, und eine Nachbarin, für welche Deborah oft gestrikt hatte, schikte ihre alte Magd. Mit zerrißnem Herzen sezte die arme Deborah Kaffee, Bier und Brandwein vor, und zog sich dann in einen Winkel neben dem Bett, wo ihr Vater auf dem Stroh lag, zurük.

Die Gesellschaft hatte sich satt getrunken und satt geschwazt; es war nach Mitternacht, alles wurde still. Jezt horchte zuerst die alte Magd, dann die Leichenfrau auf, und Deborah selbst wurde aufmerksam: aus einem Kämmerchen, wo Deborahs Bett stand, und zu welchem eine kleine Treppe aus der Wohnstube führte, tönte etwas, wie das Geschrei eines jungen Kindes. Die Magd stieg endlich hinauf, leuchtete gegen den Winkel, wo der Ton herkam, und rief der erwartungsvollen Gesellschaft zu: Ein saubrer Fund! Jungfer Deborah, das hat Sie wohl vergessen, dem Herrn Pfarrer zu sagen, daß er, außer der Leichenrede, auch Kindtaufe zu verrichten haben würde — Aber — Gott behüte mich! Zur Taufe ist es fast schon zu alt, sezte sie, die Stufen herabsteigend, hinzu, und brachte ein schönes

Mädchen, das vier bis sechs Wochen alt zu seyn schien, herbei.

Alles stand stumm vor Erstaunen, bis ein boshaftes Lächeln auf den meisten Gesichtern die ganz vernichtete Deborah ahnen ließ, was ihr bevorstand. Von neuem erstarrend, hielt sie nun unwillkührlich die Augen fest auf das kleine Geschöpf geheftet, das, durch den Anblik des Lichts beruhigt, lächelte und heitere Töne hervorstieß — Es ist doch Schade, sagte die alte Magd, und trat grinsend mit dem Kinde an die Leiche hin, daß der Großpava so ein hübsches Püppchen nicht groß werden sieht!

Ei, lieber sollte er die kalten Arme darnach ausstreken, und es noch jezt mit sich in die Gruft ziehen, damit die Stadt seine schändliche Heuchelei nicht erführe — sprach die Leichenfrau, mit einer Bewegung, als wollte sie die Hände des Todten zum Kinde führen.

Von einem unwiderstehlichen Abscheu ergriffen, stürzte Deborah auf den Todten zu, drükte mit einer Hand seine gefalteten Hände fest, und riß mit der andern der Magd das Kind aus dem Arm. Sie fühlte was sie that, sie fühlte alle Folgen, sie sah sich von der ganzen Menschheit verlassen — mit tödtlichem Schmerz drükte sie das Kind an ihre Brust, an ihr Gesicht, und von diesem Augenblik war es ihr theurer wie ihr Leben, theurer wie August, der am Sterbe-

bett ihrer Mutter mit ihr gebetet hatte — so theuer, als hätte sie es unter ihrem Herzen getragen, und mit tödtlichem Schmerz sich von ihrem Schooße loswinden gesehen.

Die Leichenwächter setzten sich wieder zum Bierkrug, und erwarteten unter Schmähungen, die das Ohr der mit dem Kinde im Arm sinnlos da sizenden Deborah nicht trafen, den Morgen, um bei den Gerichten die nöthige Anzeige wegen des entdekten Kindes zu thun. Das Kind fieng indessen aus Hunger wieder an zu schreien. Deborah wiegte es ängstlich auf ihren Armen, ohne zu denken was ihm fehlte — Nun, Sie Rabenmutter, rief die Magd, will Sie es denn verhungern lassen?

Das niedrige Schimpfwort belebte einen Gedanken in Deborahs Seele, der ihr oft Trost gebracht hatte, und nun ihr Gefühl und ihre Fassung wieder erwekte. Der die jungen Raben speist, wird uns nähren! hatte sie oft mit stiller Ergebung sich selbst, und oft ihrer kranken Mutter vorgesagt, wenn eine schmerzlich durchwachte Nacht ihren Glauben geschwächt hatte. Jezt knüpfte sich wieder an den kindlichen Spruch eine gewohnte Reihe von frommen, in Leiden geübten, für Leiden dankenden Gefühlen und Gedanken: sie holte, ohne auf die Menschen bei'm Bierkrug zu achten, Brod und Zuker, die sie, in Wasser geweicht, dem Kinde gab.

Die Anzeige wurde gemacht, und Deborah hierauf vorläufig in das Stadtgefängniß abgeführt, von der Leiche ihres Vaters hinweg, die sie in den Händen der Spötter und Verächter ließ. In der Voraussezung, er habe um den Fehltritt seiner Tochter gewußt, und die Taufe umgehen wollen, scharrte man ihn ohne Sang und Klang neben einem Selbstmörder ein, im öden Winkel des Kirchhofs, wo das Gestein des Todtengräbers Arbeit erschwerte, und kein Rasen auf den verurtheilten Hügeln wuchs.

Deborah betete, und fütterte das Kind: ihr gottergebner Sinn füllte die lang gedehnten Stunden aus, bis sie auf das Rathhaus geführt wurde. Sie mußte das Kind mitnehmen, die Schmähungen des versammelten Pöbels begleiteten sie, auf dem ganzen Wege hörte sie hundertmal sagen: der Bastard sey der Mutter Ebenbild. Nun stand sie vor Gericht. Sie war in ihrem achtzehnten Jahre, neu wie ein Kind, aber zu frommer Achtung für das bürgerliche Gesez, welches die Verfassung der Brüdergemeinen schüzt, auferzogen, ruhig in ihrer Unschuld, und im Uebermaas ihres Unglüks. Ihr Erlöser schwebte ihr vor, der auch einst vor Gericht gestanden hatte.

Die Leute, welche den Todten bewacht hatten, legten ihr Zeugniß ab. Sie wurde gefragt, ob sie das Zeugniß anerkenne? Sie streichelte die Wangen des Kindes, das eben weinen wollte,

und antwortete: Ja — sie wurde gefragt, ob sie sich zur Mutter des Kindes bekenne, und antwortete: Nein — die Fragen wurden verwikelter, die Antworten blieben gleich einfach. Ich weiß nicht mehr, sagte sie, als diese Leute wissen; das Kind ist in meine Kammer gelegt worden; wer es hineinlegte, weiß ich nicht.

Man gieng bei der schimpflichen Untersuchung nach einem vorgefaßten Urtheil zu Werk. Der böse Wille des Pöbels erstrekte sich auch auf die obrigkeitlichen Behörden. Deborahs einsame Lebensart, ihre Bekanntschaft mit August, ja selbst ihre vom Wachen an des Vaters Krankenbett geschwächte Gesundheit, waren lauter Umstände, die gegen sie gedeutet wurden. Sie bekannte nichts, und man konnte ihr nichts beweisen; aber man glaubte ihr nicht zu viel zu thun, als man sie nach vier Wochen gefänglicher Haft heimlos und von allem entblößt in die weite Welt hinausstieß.

Die zwanzig Pistolen, die August ihr bei'm Abschied gegeben hatte, waren schon während der lezten Krankheit ihres Vaters sehr vermindert worden. Durch die Gerichtskosten und die Zehrung im Gefängniß war nunmehr nicht allein der kleine Rest dieser Summe, sondern auch der Erlös ihres Hausraths aufgegangen. Mit wenigen Groschen im Vermögen, und ihrer Hannah auf dem Arm, trat sie die Wanderung an. Den

Namen Hannah hatte sie dem Kinde bei der Taufe geben lassen: denn in der Ungewißheit, ob ihm dies Heil schon wiederfahren wäre, wollte sie lieber, indem sie die Obrigkeit ersuchte, dessen Taufe anzuordnen, sich noch verdächtiger machen, als bei einem Geschöpf, das eine Fügung des Himmels unter ihre Obhut gesezt hatte, eine so heilige Pflicht vernachläßigen. Ohne allen Plan für die Zukunft, ohne Begrif, wie sie sich fort-helfen möchte, war ihr Hannah, um derentwillen sie Ehre und alles verloren hatte, der einzige Halt, den sie noch auf Erden besaß. Seit vier Wochen hatte sie ja Mutterstelle bei der kleinen Verlassenen vertreten, sie gepflegt, gefüttert, ein-gewikelt — mußte die fromme Seele auch ah-nen, daß dieses Kind auf ihrem Arm ihr fortan jeden Anspruch auf jungfräulichen Ruf unmöglich machen würde, so stieg doch nicht der leiseste Ge-danke, die Bürde von sich zu werfen, in ihr auf.

Sie benuzte in den ersten Tagen ihre kleine Baarschaft, um sich so weit als möglich aus der Gegend ihres Wohnorts, und ach! auch aus der Gegend von *berg, wo sie erzogen worden war, zu entfernen. Sehr bitter war es für sie, sich nicht dorthin wenden zu können; aber troz ihrer Unerfahrenheit fühlte sie doch, wie unglaublich ihre Unschuld den Menschen vorkommen müßte, und wenn ja die Macht der Wahrheit dort siegte, was konnte man endlich für sie thun? was durfte

sie für ihre Hannah hoffen? Unterkunft in einem Waisenhaus? Eine Kost um Gottes willen? Und sie selbst arm und ohne Freunde, in den Augen der Welt doch immer entehrt, konnte nicht mehr im Mädchenhause, nicht mehr unter den Schwestern leben, und außer dem Schlafsaal und dem Betsaal war ihr in *berg alles so fremd, wie die ganze übrige Welt.

In diese trübe Gedanken mischte sich manche bittersüße Erinnerung an den Umgang mit August, der so viel zu dem Mißlichen ihrer Lage beigetragen hatte.

Sie war durch eine Eke von Sachsen nach Franken hineingewandert. An einem Abend kam sie durch einen Wald, und wollte noch das nächste Dorf erreichen. Hannah war unruhig, es schien ihr etwas zu fehlen; Deborah eilte schnell auf einem angenehmen Fußpfad fort. Aber die Kleine schrie bald so heftig, daß sie sich bei einem Busch mit ihr niedersezen mußte; während sie des Kindes Kleidung untersuchte, ob an dieser etwas seinen Schmerz verursachte, und ihm liebevoll, aber von seiner und ihrer Hülflosigkeit durchdrungen, zusprach, kam ein sehr junges Mädchen, wohl gekleidet und von angenehmer Bildung, mit einem jungen Menschen von ohngefähr gleichem Alter vorbei. Sie sahen ihr einen Augenblik zu — das Kind ist hungrig, sagte das Mädchen unbefangen; geb Sie ihm die Brust —

Deborah erröthete, und sagte: es bekommt sie nicht.

Wie? Und es sieht doch so gesund aus? — Zugleich hielt das Mädchen der kleinen Hannah ein glänzendes Etui hin; sie wurde still, und lächelte. — Wie alt ist es? fragte das junge Mädchen.

Deborah stammelte: Wahrscheinlich bald ein Vierteljahr —

Ist es denn nicht Ihr Kind?

Deborah hatte bisher bei solchen Fragen auszuweichen gewußt. Da sie in diesen Tagen schönes Wetter gehabt hatte, so war sie immer spät Abends in den Herbergen eingekehrt, und mit dem frühen Morgen wieder fortgegangen. Die beiden jungen Leute — fast noch Kinder — waren die ersten Wesen, die ihr mit freundlicher Theilnahme nahe traten; ihre Kleidung, ihr Anstand unterschieden sie von der Menschenart, vor deren Rohheit Deborah sich bis jezt ängstlich gehütet hatte, und flößten ihr, wo nicht Zutrauen, doch weniger Scheue ein. — Es ist nicht Ihr Kind? fragte auch der Knabe, und ließ die Kleine mit einem Zweige spielen, den er abriß.

Nein, sagte Deborah furchtsam; es ist . . . . verschämt sah das Mädchen, neugierig der junge Mensch sie an — es ist ein Findelkind —

Mit diesem Worte sprach Deborah zum ersten male ihr Schiksal aus: es durchdrang ihr Herz

wie ein neues Unglük; in Thränen ausbrechend, schloß sie Hannah an ihre Brust. Die jungen Leute drangen jezt mit Fragen in sie, und sie erzählte ihnen ihre Geschichte. Erziehung hatte den ehrwürdigen Glauben an Tugend in diese Gemüther gepflanzt, und die Welt hatte ihn noch nicht zerstört. Mit glühenden Wangen ergrif das Mädchen des Jünglings Hand: Ach Bruder! wenn unsre Mutter noch lebte! .... Wenn meine gute Mutter noch lebte, sezte sie, gegen Deborah gewendet, hinzu, und Thränen füllten ihr Auge, Sie müßte bei ihr bleiben, und Sie bekäme Arbeit und Nahrung, Sie und der arme kleine Engel, auf Zeitlebens. Aber jezt — wir haben eine Stiefmutter — der Vater ist nicht daheim — doch etwas geben wird Ihr die Mama gewiß — das Kind ist ja so schön! Komm, Karl, wir führen sie auf das Schloß —

Ja, sagte Karl, aber ich rathe Ihr nicht, Ihre Geschichte zu erzählen — die Mama würde gewiß glauben, sie wäre erlogen. Wollte sie mir doch neulich nicht glauben, daß ich den Spiegel zerbrochen hätte, blos weil ich von selbst zu ihr gegangen war, um es ihr zu sagen. Der arme Klaus will seitdem nicht mehr auf das Schloß; denn sie bleibt dabei, er habe ihn zerschlagen, und ich wolle ihn herauslügen —

Deborah wäre nun gern den Kindern nicht gefolgt. Lügen und verbergen kann ich nicht,

sagte sie; ich werde ja wohl mitleidige Menschen finden, die mir Arbeit verschaffen. Wenn ich nur für meine Hannah verdienen kann was sie bedarf — für mich brauche ich wenig — Gott segne Sie für Ihren guten Willen — Und trösten Sie sich, Junker! Die Mama wird Ihnen endlich doch glauben, was Wahrheit ist — Ach lieber Junker, ich will ja lieber kein Brod, selbst für mein armes Würmchen will ich lieber keins, als die Wahrheit nicht sagen — Sagen Sie sie auch immer!

Sie hatte sich aufgemacht, und gieng. Die Kinder begleiteten sie, und baten, daß sie ihre Furcht überwinden möchte. Noch streitend, kamen sie an eine Gartenmauer, an deren Eke Frau von B. in einem Pavillon saß; da sie ihre Stiefkinder hörte, fragte sie, mit wem sie sprächen. Nun mußte Deborah freilich hervorkommen. Junker Karl hatte sehr richtig geahnet; nach dem herzlosesten Ausfragen wandte sich die Dame spöttisch gegen ihre Stieftochter: Das Mährchen haben sie sich aufbinden lassen, Fräulein Emilie? Schämen Sie sich! Fünfzehn Jahre, und noch so einfältig — Ihr aber, macht, daß Ihr aus diesem Revier wegkommt; es darf kein Gesindel hier herumstreichen —

Ach Mama, rief Emilie, gnädige Mama! Ich versprach ihr, Sie würden ihr etwas geben — Machen Sie mir die Freude! Sehen Sie nur

das liebe Kind — ach, und das Mädchen sieht so gut aus!

Deborah stand zitternd; sie stammelte: Seyn Sie ruhig, Fräulein! Gott wird uns Unschuldige nicht verlassen, er wird uns Menschen in den Weg schiken, die einst sagen mögen: wir fanden sie hungrig, und haben sie gespeist —

Sie wollte gehen, als Karl, der schon bei'm Anfang des Verhörs fortgesprungen, und jezt mit einem Päkchen in der Hand zurükgekehrt war, sie bei'm Arme festhielt. — Sie wollen ihr also nichts geben, gnädige Frau? fragte er kalt und entschlossen.

Nein Junker, keinen Heller. Vielmehr soll sie —

Gut, fuhr er fort, ohne sie ausreden zu lassen — so ist es also kein Vorwiz von mir, wenn ich ihr etwas gebe — Hier, gutes Mädchen! Es ist mein Taschengeld — wäre der Vater hier, so wäre ich reicher, und lebte unsre Mutter noch, so . . . . . hätte Sie es besser bei uns gehabt —

Frau von B. stotterte vor Wuth; Emilie weinte; Deborah war betroffen, und wußte — zwar wohl was sie thun, aber nicht sogleich was sie sprechen sollte. Gott segne, rief sie endlich, das Geld zurükweisend, Gott segne Ihre gute Mutter im Grabe, die Sie zu Mitleiden und Milde aufzog! Aber . . . . . lieber Junker, wenn sie auf uns herniedersieht, glauben Sie, daß es

ihr wohlgefiele, wenn Sie mir gegen den Willen der gnädigen Frau gäben, wenn ich nähme was Sie mir geben wollen? — Behalten Sie es, sezte Sie hinzu, wie er ihr das Päkchen aufzudringen suchte — für den nächsten Armen, über den Ihre Mama nicht zürnt —

Sie eilte hinweg, und war froh, als sie die zornige Stimme der harten Frau nicht mehr hörte. Was sollte sie aber anfangen? Sie hatte keinen Heller mehr für Zehrung und Nachtlager, und der Himmel bedekte sich mit schwarzen Wolken, die ein Gewitter zu verkündigen schienen. Sie gieng tief bekümmert an dem Dorfe vorbei, und betete im Innern ihres Herzens. Hannah schlief auf ihrem Arme ein: sie sang ihr vor, ohne es zu wissen, bis ihre eigene Stimme sie bei den Worten überraschte: „Wer will mir den Himmel rauben, den mir schon, Gottes Sohn, beigelegt im Glauben?"

Grüß Sie Gott, junges Weib! Sie singt ein frommes Lied — wohin des Weges? — So redete eine bejahrte, aber rüstige Frau sie an, die einen Korb mit Obst auf dem Kopfe, und einen kleinern am Arm, hinter einer Heke hervorgetreten war, und neben ihr hergieng.

Scheu antwortete Deborah — denn ihr Glaube an Menschen hatte eben einen starken Stoß erlitten — Ich weiß nicht, wohin ..... ich suche ein Nachtlager —

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Nun, wenn Ihr nicht in das Dorf zurük wollt, so kommt in Gottes Namen mit in unsre Mühle. Es giebt ein Wetter: das Würmchen könnte ja Schaden nehmen —

Deborah nahm das Anerbieten mit ängstlicher Freude an. Es war etwa eine Viertelstunde bis zur Mühle; unterwegs fragte die Frau sie allerhand: wo sie her wäre, was für Arbeiten sie verstünde; sonst aber nichts, das sie in Verlegenheit sezen konnte. Es war spät, als sie ankamen; die Alte gieng in ihre Küche um das Abendbrod zu besorgen, eine Magd melkte die Kühe; andre Hausgenossen waren noch nicht sichtbar.

In einem Kämmerchen neben der Heubühne, das ihr die Alte angewiesen hatte, saß Deborah, und brachte ihre Kleine, nachdem sie ihr etwas Warmes zu genießen gegeben, in Schlaf. Sie fühlte lebhaft, wie schwer es ihr werden würde, mit der schlichten Erzählung ihres Unglüks durch die Welt zu kommen. Unfähig, sich zu einer Falschheit zu entschließen, flehte sie den, der den Kindlein das Himmelreich versprochen, dem unschuldigen Geschöpf, dessen Schiksal durch eine so unbegreifliche Schikung in das ihrige verwikelt war, einen Plaz auf Erden zu verschaffen, wo es zur Frömmigkeit heranwachsen möchte. Vergebens aber dachte sie nach, wie sie sich bei den Fragen ihrer Wirthin, die doch endlich erfolgen

müßten, zu benehmen haben würde. Endlich machte die Stimme der Müllerin für diesmal ihrer peinlichen Ueberlegung ein Ende. Sie rief sie mit den Worten: Junge Frau, esse Sie einen Löffel voll Suppe — in die Wirthschaftsstube. Hier fand Deborah, außer der Magd, und ein Paar Knechten, die unterdessen von der Arbeit heimgekommen waren, einen jungen Mann, nahe an den dreissigen, den sie bald als den Sohn vom Hause kennen lernte: es war ein rüstiger, schöner Mensch, dessen Blik aber etwas Finsteres und Heftiges hatte.

Es war das erstemal, daß Deborah Brod des Almosens aß: da fiel wohl zuweilen eine Thräne in den Löffel, den sie zum Munde führte. Jakob, der Müllerin Sohn, hatte bei ihrem leisen Eintritt kaum aufgeschaut; nach und nach aber zog sie — ohne es zu merken, denn ihr Auge hatte sich bei'm ersten Zusammentreffen schnell vor der dunkeln Flamme des seinigen gesenkt — seine Blike immer mehr auf sich.

Nach der Mahlzeit betete die Müllerin laut einen Abendsegen, und schloß „den Fremdling ihrer Hütte" mit ein. Dann bat sie die gerührte Deborah, ein geistlich Lied zu singen: Euer Gesang, sagte die gute Alte, hat mir zu allererst ein Herz zu Euch gegeben, noch ehe ich Euer Kind und Euer Gesicht wahrgenommen hatte —

Deborah sang mit ihrer reinen, leisen Stimme

das alte wakere Lied: Befiehl du deine Wege. Aus ihren niedergeschlagenen Augen stahlen sich einzelne Tropfen über die bleichen Wangen, und rollten in ihren Schooß herab; denn sie scheute sich, sie zu troknen. Gegen das Ende wurde ihre Stimme fester, wie durch den Inhalt des Liedes gestärkt; still blieb es im kleinen Kreise ihrer Zuhörer, wie sie schon eine Weile schwieg, und sie schienen noch fortzubeten im Geiste der frommen Sängerin.

Gott lohne es Euch, gute Frau, und geb' Euch eine gute Nacht! sagte Deborah zur Müllerin, indem sie gehen wollte.

Freundlich erwiederte diese: Ei, bleibt morgen noch hier, junges Weib; ich meine, es werde stark regnen diese Nacht —

Deborah verbeugte sich dankbar, und kehrte wieder zu Hannahs Lager. Lange floh sie der Schlaf; die nämliche Gedankenreihe, in welcher sie vorher unterbrochen worden war, knüpfte sich in ihrem Kopfe wieder an. Die Müllerin hatte sie zweimal: junge Frau genannt. Also verband man mit der Voraussezung, daß sie des Kindes Mutter wäre, auch diese, daß sie es ohne Schande sey? Dann brauchte sie sich ja nicht zu scheuen; sie konnte suchen, in der Gegend Arbeit zu bekommen; die Leute würden allenfalls denken, sie wäre Wittwe, ihr Mann wäre entlaufen, oder im Krieg — Wenn man sie aber

fragte? die Wahrheit mußte sie sagen, und dann hatte es ein Ende, dann wurde sie fortgeschikt; denn daß sie keinen Glauben finden würde, lehrte sie ja die Erfahrung. Ohne ein Unterkommen gefunden zu haben, würde sie den Winter einbrechen sehen, und alles Elend, das er den Armen bringt, vollends noch zu tragen haben.

Sie beruhigte sich endlich, von Müdigkeit überwältigt, bei dem Vorhaben, ein Geständniß so lange als möglich zu vermeiden: darüber hinaus mochte die Vorsehung walten. Den folgenden Tag regnete es unaufhörlich. Hannah war wieder wohl und munter, so daß Deborah der Müllerin, die sich mit Ausbessern von Wäsche beschäftigte, ihre Hülfe anbieten konnte. Ihre Arbeit erhielt das kennerische Lob der guten Hausfrau, die, während daß sie nähte, auf den folgenden Tag — heute war es ein Sonnabend — das Zimmer auspuzte, und mitunter dies und jenes mit ihrem Gaste sprach. Wo ist denn des Kindes Vater? fragte sie einmal.

Er verließ es, noch ehe es geboren war — antwortete sie, mit erröthenden Wangen und pochendem Herzen, denn was sie sagte, war zwar keine Lüge, war aber auch nicht Wahrheit.

Und wohin wollt Ihr eigentlich wandern?

Ich habe keine Angehörigen — ich möchte Arbeit suchen, ich weiß allerlei zu machen — Sie zeigte auf ein fein ausgenähtes Halstuch, das

die Müllerin zu ihrem morgenden Staate gebügelt hatte — solche Arbeit verstehe ich auch, und alle Art Strikerei —

Ja, geschikt ist Sie, das sieht man — Nun bleibe Sie nur fromm, und hoffe Sie auf Gott — Es muß ein gottloser Mensch gewesen seyn; denn daß Sie sonst brav ist, möchte ich wohl schwören — Wenn nur Gott das Würmchen lieber zu sich nähme! Es ist eine gar zu große Last — das Kind ist aber doch so schön!

Ach nein, er erhalte es mir! rief Deborah sehr schmerzlich. Es gieng etwas Sonderbares in ihrem Herzen vor; was sie von dem Vater des Kindes gesagt hatte, verband sich mit dem Gedanken an August; es war ihr fast, als ob alles so hergegangen wäre, wie die Leute in Z. gemeint hatten, und daß man ihn einen gottlosen Menschen nannte, that ihr bitter weh.

Sey Sie nur ruhig, sagte die Müllerin, die mit der Duldsamkeit eines guten Herzens den natürlichsten Zusammenhang voraussezte — Sie thut recht, es lieb zu haben. Bewahre mich der Himmel, daß ich Ihr das Mutterherz zu dem Kinde ausreden möchte: damit macht Sie ja Ihren Fehltritt am ersten wieder gut —

Heftig drängte es das gute Mädchen, der Müllerin ihren Irrthum zu benehmen; aber Jakob trat eben herein, und in seiner Gegenwart konnte sie dieses Gespräch nicht fortsezen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Abends, ehe man zur Ruhe gieng, ward zum Schluß der Woche von der Müllerin ein Kapitel aus der Bibel gelesen. Die Reihe traf das achtzehnte im Evangelium Johannis. Deborah, von jeher gewohnt, in dieser Geschichte Beispiele und Vorbilder zu sehen, hörte mit inniger Theilnahme zu, und ihrem frommen Gemüth konnte es nicht für Zufall gelten, wenn heute so manches vorkam, das würklich auf ihre Lage paßte. Von dem was sie vernahm, schien ihr anfangs einiges ein Gebot, die Menschen um sie her in ihrem Irrthum zu lassen. Aber bei den Worten: „ich bin dazu geboren und in die Welt gekommen, daß ich die Wahrheit sagen soll. Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme" — schmiegte sich ihr Herz gläubig an das hohe Vorbild, und sie schämte sich, um so geringer Leiden willen wie ihr bevorstanden, mit ihrem Gewissen zu Rathe gegangen zu seyn, ob sie sich der Hand, die sie züchtigte, nicht eigenmächtig entziehen sollte. Sie blieb heiter entschlossen, jede Frage wahrhaft zu beantworten; wer aus der Wahrheit ist, rief es trostreich in ihrem Innern, der höret meine Stimme.

Als am folgenden Morgen die Müllerin aus der Kirche zurükkam, faßte Deborah Muth, und fragte sie, ob sie ihr nicht angeben möchte, wie sie wohl in einem der umliegenden Orte Arbeit finden würde; sie wollte sich dann mit dem Kinde

in Kost geben, und hoffe, bis zur harten Jahrszeit den Leuten Vertrauen genug eingeflößt zu haben, um den Winter über, außer der Kost, auch noch Holz und Licht zu verdienen —

Warum geht Sie aber nicht lieber in Dienst? fragte die Frau — Deborah blikte wehmüthig auf Hannah, ohne sogleich zu antworten — das Kind gäbe Sie dann in Kost, fuhr die Müllerin fort —

Ach liebe Frau, ich könnte nur ein schlechtes Kostgeld zahlen — und so unschuldig der arme Engel ist, er würde doch verachtet und versäumt —

Ja freilich! da sieht Sie..... Aber ich will Ihr nicht wehthun. Hat Sie denn niemanden, den Sie etwas angienge, der Sie zu sich nehmen könnte?

Niemanden — Meine Eltern kamen fremd nach Z., aus Schlesien. Ich war damals drei Jahre alt. Beide sind heimgegangen. Ich bin allein auf Erden, außer daß der Heiland mir hilft und mein Theil ist — — Sie weinte sanft; gern hätte sie mehr erzählt, aber dem gestrigen Evangelium getreu, wollte sie nur Fragen beantworten.

Nun — hob die Müllerin nach einigem Stillschweigen wieder an — so bleib Sie bei mir, junges Weib! Es giebt viel zu schaffen; mein Jakob will nicht heirathen; da ich keine Schnur

in's Haus bekomme, die mir helfen könnte, so müßte ich doch noch eine Magd annehmen. Sie wird mir das Nähen und Striken besorgen —

Gott segne Sie, Frau..... Ach Gott segne Sie! — Aber..... liebe gute Frau..... ich bin kein Weib....

Schon recht! Bereut Euren Fehler, hier soll ihn niemand Euch vorrüken; ich werde das Würmchen dennoch lieb haben —

Deborah wollte reden; aber die Alte, die während des Gesprächs immer in der Stube herum geschaft hatte, giena jezt, ohne weiter auf sie zu achten, hinaus in die Küche, wo sie ihrem Sohn erzählte, daß Deborah in Dienst genommen wäre. Diese konnte durch die angelehnte Thüre hören, was gesprochen wurde.

Das Mädchen ist schon recht, sagte Jakob; wollt Ihr aber den kleinen Bastard auch in's Haus nehmen?

Warum nicht? Das Kind muß doch irgendwo seyn — durch Dich werde ich nicht Großmutter: wenn ich mich auch selbst mit dem Würmchen abgebe, kannst Du ja nicht neidisch seyn — lieber Gott! Solche arme Kinder haben's am nöthigsten, bei guten Leuten zu seyn, damit die Sünde ihrer Geburt sie nicht unschuldig verfolge —

Meinetwegen! Ihr wißt wohl, das mir das gleich gilt, ob ein Pfarrer bei der Hochzeit war, oder nicht — der Bursche war kein Narr! An

dem Mädchen wäre nichts auszusezen, wenn sie nicht so kopfhängerisch aussähe. Die hat's gewiß von zu vielem Beten bekommen!

Rasch legte die Müllerin ihr Messer hin, das Deborah immer gegen die zinnerne Schüssel klappern hörte, in welche sie inzwischen das Brod zur Suppe einschnitt — Schweig, Jakob — ich bitte Dich um des Himmels willen, schweig! Hätte mich doch Gott behütet, Dich so weit wandern zu lassen! Ja, Mühlenbau und Kornhandel, das hast Du freilich in Hamburg gelernt, und in Amsterdam, und wo Du alles warst — aber Dein Christenthum, und Dein Glaube, und Dein schlichtes frohes Gemüth: die hast Du nicht wieder heimgebracht! Was hilft mir all Dein Schaffen, und daß Du ein so stattlicher Bursche bist? Muß ich ja doch für Deine Seele beten! — Mit diesen Worten eilte sie, lebhaft bewegt, in die Stube, und trug die Suppenschüssel auf.

Deborah war jezt Mitglied der Familie. Alle Hausgenossen gewannen sie lieb. Vor die Thüre kam sie mit keinem Schritt, außer wenn sie mit ihrer Herrschaft in die Kirche gieng. Sie pflegte, so lange es die Jahrszeit erlaubte, bei guter Witterung mit ihrem Nähzeug in einem kleinen Baumgarten zu sizen, und ließ Hannah im Grase kriechen. Diese wurde groß und stark; die Knechte gaben sich gern mit dem Kinde ab, brachten ihr

Abends einen Apfel, oder wenn sie bis in den nächsten Fleken gefahren waren, einen Wek mit; Jakob aber bekümmerte sich nie um die Kleine, und auch mit Deborah sprach er selten. Endlich kam der Winter, wo die Familie meist beisammen im geheizten Wirthschaftszimmer seyn mußte. Abends beschäftigte sich Deborah mit Spinnen; Jakob hatte immer Bücher, die er sich aus dem nächsten Städtchen holte, Reisebeschreibungen und Kriegsgeschichten. Da saß nun Hannah, die nun einem halbjährigen Kinde glich, auf einem kleinen Stühlchen in einem Winkel unten am Tisch, wo ihre Mutter spann; Jakob hatte das Buch vor sich, und blikte oft darüber hin, auf Deborah, die den Faden geschikt durch die zierlichen Finger schlüpfen ließ, und mit holder Freundlichkeit auf die Kleine blikte, die zu ihr herauf jauchzte.

Nehmt Euch in Acht, Deborah! rief einst Jakob lebhaft, das Kind kommt mit der Hand in die Spule — Es war schon geschehen; die Kleine blutete, und weinte bitterlich. Deborah nahm sie erschroken auf den Arm, und eilte, wie sie immer that sobald das Kind Lärm machte, mit ihr hinaus. Jakob folgte ihr in die Küche; er stekte eine Lampe an, und besah des Kindes Hand. Dieses sträubte sich; es klammerte sich fest an Deborah, so daß ihr Jakob viel näher kommen mußte, als er je gethan hatte; denn bis jezt hatten sie beide geschienen, sich vor einander

zu scheuen, und besonders empfand Deborah, seit jenem Gespräch zwischen ihm und seiner Mutter, eine große Entfernung gegen ihn. Die Spulhäkchen hatten Hannahs Hand zerrissen; er bestrich sie mit Oel, und band ein Stükchen Leinwand darum. Deborah war sehr gerührt von dem Liebesdienst des störrigen Menschen. Sie dankte ihm mit ihrer sittsamen Art, er streichelte ihr die Wange: sein Blik machte sie noch mehr erröthen als die Liebkosung.

Seit diesem Auftritt war Jakob augenscheinlich freundlicher. Einmal brachte er ihr ein buntes wollenes Band, um ihren Wocken zu schmüken, aus der Stadt mit, und eine Puppe für das Kind. Die Müllerin sah bedenklich aus, Deborah wurde unruhig: sie fürchtete, den Mann zu erzürnen, und zitterte, ihm zu gefallen.

Gegen Weihnachten erwartete die Müllerin den Besuch eines reichen Anverwandten aus der Stadt. Das Gastzimmer wurde gepuzt, alles Zinn gescheuert, Kuchen gebaken, und sonst noch für allerhand Proviant gesorgt. Bei so viel Arbeit war Deborah's Hülfe vonnöthen. Jakob sah ihr zu, wie sie mit aufgeschürztem Rok die großen zinnernen Schüsseln blank puzte; auf ihren sanftgerundeten Wangen, die seit ihrer Verweisung aus Z. nicht mehr von dem Herrnhuther Häubchen bedekt waren, glänzten die schönsten Farben. Jakob suchte mit sorgsamer List, ihr

manche Mühe zu ersparen; so brachte er den Zuber, den sie an den Brunnen getragen hatte, angefüllt in die Küche, indem er sich stellte, als hätte er nicht gewußt, wer das Wasser brauchen mochte. Wie sie hoch auf der Anrichte stand, und die schweren Teller unter dem Arm hinanlangte, um sie zierlich aufzustellen, blizten seine Augen bel'm Anblik eines reizenden Beines, das ihre Stellung sichtbarer machte, als es sonst bei ihrer äußerst sittsamen Kleidung jemals der Fall gewesen war. Er beeiferte sich, ihr die übrigen Teller und Schüsseln zu reichen, und betheuerte: so schön .... habe das Zinn noch nie geglänzt.

Am frühen Morgen des ersten Weihnachtfeiertags lud eine Postkalesche die erwartete Gesellschaft, einige stattliche Bürger, den ehrenfesten Vetter nebst Frau und Tochter an der Spize, bei der Mühle aus. Jungfer Kätchen war eine eng geschnürte und sorgfältigst aufgepuzte Dirne von zwanzig Jahren. Sie hatte im Umgang mit einigen Kammerjungfern von den benachbarten Schlössern abgeschmakte Ritterromane und verschiedne Schönheitsmittelchen kennen gelernt. Dadurch war sie zu einem großen Mismuth über die altbürgerliche Lebensart in ihrer Eltern Haus, zu einer verkehrten, unverständlichen Art, sich auszudrüken, zu blassen Wangen und ziemlich weissen Händen gekommen. Der ehrliche Vater, ein Leinwandkrämer, hatte einen tiefen Respekt

für seine Tochter, und die Mutter, der Kätchens Tagdieberei und Ziererei oft das Leben verbitterte, war dennoch unter ihren Nachbarn, auf ihren Kaffeebesuchen, stets beflissen, sich mit ihr zu brüsten.

Merkt Sie wohl, wo das hinaus will? flüsterte Jakob, bald nach der Ankunft der Gäste, Deborah zu, die er allein am Heerde fand -- Er legte seinen Arm um sie: da müßte ich ein Thor seyn, sagte er, sie an sich drükend, wenn ich nach der Zierpuppe blikte, so lange ich Dich vor Augen habe —

Deborah erschrak sehr heftig. Sie fühlte, daß dieses Betragen nächstens eine Erklärung zwischen ihr und ihrer Herrschaft nothwendig machen würde, sie fühlte den zweideutigen Zusammenhang eines solchen Verhältnisses mit ihrer Geschichte, deren wahre Beschaffenheit sie doch nicht unwürdig machte, Jakobs Frau zu werden. Sie hatte sich lebhaft aus Jakobs Arm, der sie auch nicht fest hielt, losgewunden, und er verließ sie, ohne sie in die Verlegenheit zu sezen, ihm irgend eine Antwort zu geben. Den ganzen Tag vermied sie, so viel möglich, in das Zimmer zu kommen, wo die Gesellschaft versammelt war. Jungfer Kätchen sah hochmüthig auf sie herab; ihre Mutter suchte sie, nachdem sie die Müllerin gehörig ihretwegen ausgefragt hatte, ein Paarmal draussen auf, um verschiedne gut oder bös

gemeinte, in jedem Fall aber für ihr Gefühl unangenehme Gemeinpläze bei ihr anzubringen, über das Glük, in gewissen Lagen gute Leute anzutreffen, über die Pflicht, Fehltritte zu bereuen, und sich vor Rükfällen zu hüten, und dergleichen mehr. Sie ließ diese Reden unbeantwortet, und verbarg Thränen des Schmerzens und des beleidigten Stolzes. Einmal hörte sie die fremde Frau sagen: da sieht man doch, wie Unkraut nicht verdirbt! Was das für ein gesundes Kind ist! — — Sie sprach von Hannah, die in einem anstoßenden Kämmerchen umherkroch. Deborah hatte dem Schimpf, der sie traf, ihre Unschuld entgegengesezt; als aber der hülflosen Hannah ihr Unglük vorgeworfen wurde, brach ihr das Herz: sie schlich sich zu dem Kinde, und bedekte es mit Küssen und Thränen. Die Kleine war den ganzen Morgen in dem kalten Kämmerchen beinahe verlassen gewesen; sie schmiegte sich an ihre Pflegerin, die ihre starren Händchen zum Gebet zusammenlegte, und die Worte aus den Psalmen sagte: „Ich aber bin elend und arm, Gott, eile zu mir, denn du bist mein Helfer und Erretter; mein Gott, verzeuch nicht!“ — Da lächelte das Kind so hold und unbefangen, daß sanfte Ergebung in ihr Herz zurükkehrte, und sie auch bis zur Abreise der Gäste nicht wieder verließ.

Wie Deborah am andern Morgen in einer

oberen Kammer der Müllerin half, das gebrauchte Leinzeug weglegen, sagte diese: Warum waret Ihr gestern betrübt? Hat Euch jemand etwas in den Weg gelegt? Ich holte Zuker im Wandschrank, da hörte ich Euch bei Euerm Kinde, und Ihr betetet. Das hat mir leid gethan; ich dachte, es gienge Euch gut bei mir —

Deborah dankte gerührt der Alten für ihre Güte; auf ihre Frage wußte sie aber nichts zu antworten. Die Müllerin schwieg nachdenkend. Nachdem sie ihre Wäsche gezählt hatte, verschloß sie die Lade, sezte sich darauf, und sagte, ihren Bund Schlüssel auf dem Schooß haltend: Nun Deborah, laßt mich doch auch einmal wissen, wer der böse Mensch war, der Euch so in's Unglük gebracht hat? Er könnte sich ja besonnen haben, und wenn man ihn aufsuchte, Euch wieder zu Ehren bringen —

Aus einer unbewußten Zartheit des Gefühls hatte die Müllerin diese Seite noch nie so bestimmt berührt; Deborah gedachte ihres heiligen Vorbilds, und ihres Entschlusses, jede Frage zu beantworten: auch war sie sicher, jezt nicht unterbrochen zu werden. Liebe Frau, sprach sie, wenn Ihr mich ganz anhören möget, so will ich Euch alles entdeken — Gott gebe, zur guten Stunde! Ihr laset einmal: Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme — Nun, so glaubet mir darum nicht weniger, weil ich nie-

manden habe, für mich zu zeugen, als Gott und mein Gewissen!

Mit gespannter Aufmerksamkeit hörte die Müllerin Deborahs Erzählung; dann schwieg sie eine Weile, endlich sagte sie: Mein liebes Kind, ich glaube Dir. Hättest Du mir das alles erzählt, wie ich Dich in mein Haus nahm, ich hätte es Dir, troz Deines redlichen Gesichts, doch wohl kaum geglaubt — Du armes Kind! fuhr sie, nach einigem Nachsinnen fort, und ihr Auge ruhte mütterlich auf dem Mädchen, deren heiterer, durch Thränen des Dankes glänzender Blik den Sieg der Wahrheit feierte — Du armes Kind! Wüßte ich nur, was aus Dir werden wird — die Welt wird Dir nicht glauben; mit Falschheit magst und sollst Du Dir nicht helfen — Aber die Schikung ist so wunderbar, daß sie mehr denn irgend eine von Gott kommen muß, und so mußt Du sie in Geduld tragen, und ich werde Dich nie verlassen, und das Kind auch nicht —

Es blieb fortan bei dem freundlich-mütterlichen Du, das die Müllerin in dieser Unterredung zum erstenmal gegen Deborah gebraucht hatte, und Deborah hätte ihr Verhältniß sehr glüklich gepriesen, wenn Jakobs zunehmende Aufmerksamkeiten sie nicht mit der Besorgniß, daß sie bald genöthigt seyn würde, dies Haus zu verlassen, gequält hätten. Bei seinen Grundsäzen graute ihr vor dem Gedanken einer Verbindung

mit ihm, wie vor einer Sünde. Sehnsuchtsvoll trauerte sie um den stillen Frieden, der ihr Loos gewesen seyn würde, wenn es Gott gefallen hätte, sie in dem Schwesternhause zu lassen. Dort wäre sie verschont geblieben von den flüchtigen, bangen Freuden, die Augusts Umgang ihr gab, von den Sorgen, die Jakobs Zudringlichkeit bei ihr erregte. Von dem Willen ihrer Oberen und der Fügung ihres Vaters im Himmel geleitet, „gehorsam am schönsten frei," hätte sie dort einen Gatten ihres Glaubens erhalten, oder wäre sie nicht zur Frauenwürde berufen gewesen, so wären ihre Tage in frommer Ruhe, ohne weltliche Reue noch Klage, unter den Schwestern dahingeflossen. Mit den Männern unbekannt wie mit ihrem eignen Gefühl, floh sie Jakob als den Versucher, den sie zu scheuen hätte. Der Widerwillen, den er ihr einflößte, verwechselte sich in ihrem Gemüth mit ihrem Begrif von der Sünde — bei August, den sie liebte, hatte sie an diese nicht gedacht, außer in der lezten Stunde wo sie ihn sah, und in dieser Stunde war auch er ein Gegenstand des Schrekens für sie geworden.

In den ersten Tagen nach dem Besuch des Vetters aus der Stadt hörte Deborah mehrmals, während sie bei ihrem Nähzeug saß, eifrige Gespräche, die in der anstoßenden Kammer zwischen Jakob und seiner Mutter vorfielen, und die Heirath betrafen, welche jener Besuch hatte einleiten

sollen. Er wollte von der aufgepuzten Jungfer Base nichts wissen; mit redlicher Vernunft und Unpartheilichkeit sezte die Mutter ihren Wunsch, daß er heirathen möchte, gegen ihn aus einander, prüfte seine Einwendungen gegen das Mädchen, und ehrte, ohne ihm eben Recht zu geben, doch die Freiheit seines Willens.

Am nächsten Sonntagsabend saßen sie, die Müllerin, ihr Sohn und Deborah, nach genossenem Abendbrod zusammen um den Ofen; die Knechte waren in der Schenke, Jakob war vergnügt aus der Stadt zurükgekommen, und die gute Alte hatte einmal eine gesprächige Laune.

„Im Grunde, lieber Jakob, hob die Müllerin an, kann ich Dir's nicht verargen, daß Du die Käthe nicht gewollt hast, wenn gleich der Vetter es uns genug nachtragen wird. Aber eine alberne Ursache ist es doch, die Du angiebst. Sie ist Dir zu schmächtig, sagst Du — Meint Ihr denn auch, Deborah, daß sich die Jungfer Base so fest zusammenschnürt? — Wenn aber auch, wäre sie sonst brav, so würde sie das endlich wohl lassen — Hör, Jakob! wie ich ein Mädchen von achtzehn Jahren war — ich war noch gar wenig aus dem Hause gekommen, an Werkeltagen schon gar nicht — da kam ein Paarmal, wenn's Feierabend war, ein ehrbarer Beker, ein rüstiger junger Mann, zum Vater. Mir fiel dabei nichts ein. Aber an einem Sonntag Mor'

gens sprach der Vater zu mir: Christel, Du bist groß und brav, und verstehst die Wirthschaft. Der Meister Troll hat um Dich gefreit. Willt Du einschlagen, mir steht der Schwiegersohn wohl an —

„Ich war todtenblaß geworden, und die Kehle war mir wie zugeschnürt. Der Vater sprach weiter, wie gut ich es bei'm Meister Troll haben würde. Ich weinte endlich überlaut, und der Vater fragte: warum willt Du ihn denn nicht? — — Ach er ist ja zu dik! brachte ich schluchzend heraus — — da lachte der Vater hell auf: Geh nur! sagte er, das ist kindisch gesprochen, und weil Du noch so kindisch bist, so brauchst Du gerade einen vernünftigen Mann, wie Meister Troll —

„Das that mir gar weh. Nein! sprach ich, wenn ich den zum Manne nehmen müßte, so würde ich nicht vernünftiger, sondern käme von Sinnen — — da machte der Vater ein gar ernsthaftes Gesicht, und sagte: das ist gottlos geredet! Wenn Du Dir ein Mieder kaufen willst, so besinnst Du Dich erst, und rechnest ordentlich zusammen, damit Du keinen Schaden hast, und wo es um Dein ganzes Heil auf Erden zu thun ist, willst Du in solcher Hast aussprechen, und mit so thörigen Worten wie in einem Komödienbuche. Es steht geschrieben: fange Dein Werk mit Gott an, wenn es soll gedeihen. Geh —

Schon um Deiner häßlichen Hast willen mag ich von dem ganzen Handel nichts mehr hören. Wenn Du am Altar ständest, würde mir Dein wildes Gesicht einfallen, und es käme mich ein Grauen an!

„Ich schämte mich tief in's Herz; ich getraute mir nicht, Athem zu holen — bei Tisch mußte mir die Mutter zweimal heißen hinzusitzen: mir war, als verdiente ich nicht, der schlechtesten Magd gleich geachtet zu werden. Den Meister Troll hätte ich immer nicht zum Manne genommen, aber die häßliche Hast that mir so leid!

„Gern wäre ich zu Haus geblieben, wie mich Nachmittags Lieschen Meier abholte, um vor dem Thor spazieren zu gehen. Sie fragte mich aus, warum ich traurig wäre, und erst nicht mitgewollt hätte. Da erzählte ich ihr, wie es hergegangen war, und wurde recht bös, wie sie sagte: Gottlob, Christel, daß Du es so gemacht hast! — — Aber sie meinte ihren Bruder. Es hätte ihm das Leben gekostet, sagte sie; bis er sich eingerichtet hat, soll ich Dir nichts merken lassen: das habe ich ihm versprechen müssen. Aber jezt muß ich ja reden, sonst möchte er zu spät kommen. Seit Du das erstemal an Gottes Tisch giengst, ist er Dir gut. Weil Du aber noch jung warst, und er erst Schulden von unsern armen Eltern zu bezahlen hatte, so wollte er noch warten — bis zum Spätjahr, meinte er.

„Nun, wie es denn geht — ich hatte Lieschen so lieb, und Lieschens Bruder hatte mir auch schon lange am besten gefallen unter allen jungen Burschen, die ich in der Kirche sah. Gesprochen hatte ich nie mit einem, und auch mit ihm nicht. Denn so war es damals Sitte: es hatte oft ein junger Bursche noch kein Wort geredet mit einer Dirne, die ihm wohlgefiel, und um die er freite —

„Antworten konnte ich freilich nicht viel, wie mir Lieschen das sagte; aber sie merkte doch, wie mir's um das Herz war. Doch zu Hause, als der Vater nichts mit mir sprach, wurde ich wieder so bang und traurig, daß ich mir nicht getraute, an Jakob Meiern zu denken. Drei ganzer Tage gieng es so. Ich hatte das Herz nicht, den Vater anzureden; ich mußte zufrieden seyn, daß ich ihm seinen Willen an den Augen abzusehen suchte. Der vierte Tag war Bartholomäi. Lieschen holte mich wieder ab, sie führte mich den Weg hieher auf die Mühle zu; aber von ihrem Bruder sprach sie kein Wort. Nun denkt Euch, wie mir wurde, als wir eine halbe Stunde gegangen waren — es war ein gar heisser Tag! — und Jakob Meier des Weges kam. Er trug den Hut unter dem Arm, und hatte etwas im Hut, das mit Kohlblättern bedekt war. Er sah so erhizt aus, daß Lieschen sorgte, er hätte sich krank gemacht. Nun grüßte er uns, und

gieng, wie sich's ziemte, ohne zu sprechen neben uns her. Endlich zog er ein Paar schöne Nelken aus dem Knopfloch, und reichte mir sie. Sie wären von der Herrnmühle, sagte er; es wäre eine wahre Pracht mit den Blumen dort im Garten, und überhaupt eine bessere Einrichtung, als auf der Stadtmühle. Die hatte er damals noch im Pacht. Die Katharinenpflaumen hier, sprach er weiter, und wies auf seinen Hut, möchte ich gern dem Meister Glocke verehren; er soll ein Freund davon seyn — — das hatte ihm Lieschen gesagt, daß mein Vater die Pflaumen gern aß. Ich wurde roth und wußte vor Angst nicht wohin; Lieschen aber lachte.

„Wie er immer so fortgieng neben uns, und sich die Sonne auf den Kopf brennen ließ, um meinem Vater das frische Obst zu bringen, da trat mir das Wasser in die Augen. Dafür, dachte ich, müßte ich auch seine Nelken in Ehren halten, und da die Sonne auch auf die Blumen an meinem Mieder brannte, so hielt ich mein Gesangbuch — denn wir waren erst in der Kirche gewesen, Lieschen und ich — mehr über die Blumen, wie vor mein Gesicht. Lieschen fieng wieder an, zu lachen. Sieh nur, Jakob, sagte sie, Christel wahrt Deine Nelken besser wie ihre eigene Haut; morgen wird sie voll Sommersprossen seyn — — Er hat mir nachher gesagt, daß er es schon gemerkt, und sich heimlich gefreut hätte.

Jezt wurde er noch eins so roth, und sprach: es ist mir zwar eine große Ehre, wenn die Jungfer etwas auf meine Blumen hält; aber lieber wäre es mir, sie würfe sie weg, als daß sie eine Sommersprosse bekäme —

„Am Thore schied er von uns. Ich begleitete erst Lieschen; wie ich nach Hause kam, sah ich durch das Thürfenster, daß er mit dem Vater sprach, und die Pflaumen lagen neben ihnen auf dem Tisch. Ich lief auf meine Kammer; bis zur Stunde des Abendbrods getraute ich mir nicht, dem Vater vor die Augen zu kommen. Nach der Mahlzeit, wo die Knechte hinaus waren, hob der Vater gegen mich an, und seine Stimme war so hart, daß ich in die Erde zu sinken meinte: Der junge Meier hat wegen Deiner mit mir gesprochen. Du mußt davon wissen? — — Um's Leben hätte ich nicht antworten können; lügen wollte ich nicht: ich neigte nur den Kopf — Wußtest Du schon am Sonntag, fragte er weiter, daß er um Dich werben würde? — — Da fiel mir die häßliche Hast wieder ein, und ich erschrak über die arge Meinung, die der Vater von mir haben konnte. Ich hielt mich, daß ich nicht laut weinte, und sagte: Nein, Vater! Ich weiß es erst seit Sonntag Abends — — Der Vater aber fragte: Magst Du denn den jungen Meier zum Mann? — — Da antwortete ich: Ach Vater, ob ich ihn wohl am liebsten möchte,

so meine ich schier, es wäre besser, Ihr gäbet uns nicht zusammen, damit Ihr mir sicher glaubtet, daß ich Euch gehorchen mag, auch wenn es mir das Herz bräche — Und ich hatte ihn mit beiden Händen um den Hals gefaßt, und nun weinte ich aus ganzer Seele —"

Die Müllerin schwieg, sie schien sich in die Arme ihres Vaters zurükzudenken. Deborah hatte bei dieser Erzählung mit aller Spannung aufgehorcht, die nur immer ein Mädchen bei'm Lesen des ersten Romans empfinden kann.

Nach einigen Augenbliken fuhr die Alte fort: „Was Du thust, fang' es mit Gott an! sprach der Vater, indem er sich freundlich von mir losmachte; daß Du den Meier lieber hast wie den Troll, nehme ich Dir nicht übel. Wahr ist's: dort hättest Du volle Kästen gefunden; hier müßt Ihr sie erst füllen. Aber er will die Herrnmühle pachten, und er kommt mir vor wie ein fleissiger junger Mann —

„Und das war er auch! Gott lohn' es ihm in der ewigen Freude — er hat mir in den sechszehn Jahren, die wir mit einander lebten, nichts als Gutes und Liebes gethan! Die Mutter starb, den Vater rührte der Schlag, und er wurde kindisch; da nahm er ihn zu sich auf die Mühle. Du warst eben ein Paar Wochen alt, Jakob. Christel, sprach er zu mir, wir wollen den Vater zu uns nehmen. Du mußt Dich jezt mit unserm

Buben abgeben, und kannst darum weniger dranssen schaffen. So pflegst Du dann den armen Alten mit, denn er braucht jezt gleiche Pflege wie der kleine Jakob —

„Er hatte wohl Recht! So lebte der gute Vater an die zwei Jahre, und Du, Jakob, warst endlich weniger kindisch als er. Aber Dein Vater wurde nie ungeduldig. Wie Du nachmals ein so eigensinniger Bursche wurdest, so dachte ich manchmal, es hienge Dir von jener Zeit an, wo man Dir allen Willen thun mußte, um den Großvater nicht zu ängstigen — Ach es war herzbrechend mit anzusehen, wenn sich der alte Mann um eine Pfeife oder einen Wek mit Dir zankte! Dein Vater holte dann schnell ein anders Spielzeug für einen von Euch beiden, damit nur Frieden würde. Wenn ich nun weinte, so tröstete er mich, und sprach: Laß doch gut seyn, Christel! Sieh, er ißt, trinkt, schläft, geht fest umher; wenn er nun krank wäre und Schmerzen litte — auf eine Weise muß ja der Mensch alt werden, am Leib oder an der Seele. Und Du pflegst ihn, und er hat es gut bei Deiner Pflege, wie er's verdient hat um Dich, als er noch bei Verstand war —

„So war er immer — so gut und still, und immer fleißig, immer haushälterisch! Nach des Vaters Tod kaufte er die Mühle, ein Paar Jahre später die große schöne Wiese — und den Wald...“

Die Alte weinte, und schwieg. Deborah war sehr traurig: das Ende der Erzählung hatte sie an die lezten Tage ihres Vaters erinnert, dessen Seele in weniger leichte Träume gehüllt gewesen war, dem sie weniger Gutes hatte thun können. Nach langer Stille hob die Müllerin wieder an: Laß Dir rathen, Jakob: willt Du so gut leben und einst so sanft sterben wie Dein Vater, so mach es wie er — such Dir ein braves Weib! Mag sie immerhin arm seyn, mag auch niemand sie kennen — wenn ich nur weiß, daß sie brav ist!

Deborah vermochte es nicht, länger zuzuhören; diese Worte konnten eine Beziehung haben, vor der ihr Innerstes erzitterte — sie eilte auf ihr Kämmerchen.

Am folgenden Morgen war die Müllerin sehr traurig, ihr Sohn sah erhizt und trozig aus. Deborah glaubte zu bemerken, daß er Gelegenheit suchte, sie allein zu treffen, und eben darum hielt sie sich so viel möglich in der Wirthschaftsstube auf. Als er endlich in die Stadt gefahren war, rief die Müllerin Deborah in das Bodenkämmerchen, schloß die Thüre ab, und sagte zu ihr: Ich hatte es gut mit Dir vor, Deborah! Ich dachte, Du solltest uns alle glüklich machen — aber es will sich nicht thun lassen! Du hattest wohl Recht: nur die aus der Wahrheit sind, mögen die Wahrheit hören. Ich hatte gemerkt,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

daß Dir Jakob gut war. Da meinte ich in meinem Sinn: die Leute werden mich zwar thörig schelten, daß ich meinem Sohne.... denn Du weißt ja, wie es in der Welt hergeht — Aber, dachte ich, was soll ich mich darum kümmern? Deborah wird ihn besser machen, er wird ihr zu Liebe — o Gott, er wird ein frommer Mensch werden, wird seine Gesundheit schonen — Ach Du weißt nicht, mein Kind, wie viel Kummer er mir macht! — Ich hätte Hannah behalten, wäre hinauf in des Gärtners Wohnung gezogen, und Du hättest nichts dawider gehabt, wenn ich zwei arme Würmer, die ihm gehören... kurz, ich hätte sie alle drei erzogen, und dafür hätte Gott mich und Euch gesegnet — Aber der böse Mensch glaubt es nimmermehr, daß Du ein unschuldig Mädchen bist — Hüte Dich vor ihm! — Ach wodurch habe ich arme Mutter die Schmach verdient, daß ich eine Fremde vor meinem eignen Sohne warnen muß? — Aber sey vorsichtig, Deborah! Er ist ein listiger Mensch, und Du bist jung und schön. Möge mich der Himmel vor dem Jammer bewahren! Du bist mir lieb wie mein eigenes Kind, ich habe Dir geglaubt — wie könnte ich es je verantworten, wenn Du in meinem Hause die Schuld auf Dich lüdest, die Du jezt unverdient trägst?

Gern hätte Deborah, in der schmerzlichen Unruhe, welche sie empfand, die Mühle sogleich

verlassen; wie konnte es aber die gute Frau über ihr Herz bringen, sie in dem harten Winter mit dem Kinde ziehen zu lassen? Es blieb also bei'm Alten, nur daß die treuen, frommen Seelen sich fester an einander schlossen.

Jakob war ein Mensch von heftigen Leidenschaften. Er hatte in ein Paar großen Städten, wo er in der Lehre gewesen war, die Weiber auf seine Weise so gut verachten gelernt, wie mancher vornehmer Wüstling. Zugleich war ihm die Beschränktheit seiner Lage lästig geworden, ohne daß sein Geist die Reife erlangt hätte, sich einen Würkungskreis zu erschaffen. Die Mädchen seines Standes waren ihm zu einfältig und alltäglich, unter den lustigen Gesellen in der Fremde hatte er die schlichte Tugend seines Heerds verloren, und seine leichtsinnige Lebensart schmerzte seine Mutter um so mehr, als sie sich's zum Hochmuth anrechnete, daß sie ihn mehr hatte lernen und weiter reisen lassen, als bei jungen Leuten dieses Standes gebräuchlich war. Nun hatte Deborah, die er für ein verführtes Mädchen und für Hannah's Mutter halten mußte, ihn durch ihre Schönheit und Anmuth angezogen; ihr sittsames Wesen, ihr kindliches Verhältniß mit seiner Mutter, die er im Grunde liebte und ehrte, hatten ihm eine Scheue eingeflößt, die würklich eine sehr lebhafte Neigung in ihm erzeugte. Wäre sie das gewesen, wofür er sie

hielt, so würde sie ihn vielleicht zu einem guten Manne gemacht haben, ob sie gleich schwerlich eine glükliche Frau geworden wäre — denn wenn in höheren Ständen früher Umgang der Männer mit dem verdorbenen Theil des weiblichen Geschlechts, indem er das Gefühl für Weiblichkeit tödtet, viele Ehen vergiftet, so ist dieselbe Folge da, wo jedes häusliche Misverhältniß unmittelbarer auf den Erwerb einwürkt, wo die Leidenschaften durch ihren rohen Ausdruk das Gemüth mehr verwildern, noch unausbleiblicher.

So sah es in Jakobs Herzen aus, als seine reichen Verwandten in der Stadt die Heirath mit der zierlichen Base stiften wollten: ihr Plan war, daß er die Mühle verpachten, und in der Stadt einen Kornhandel anfangen sollte. Aber der stolze, starre Mensch haßte die Städter, und hieng an dem einfachen Gefühl, auf seinem Freigut, so lange der Boden Früchte trage und die Sonne ihn erwärme, keines Menschen zu bedürfen, wogegen er dort nichts als einen Wechsel von Abhängigkeit, Rüksichten und Druk eintauschen könne. Er wies den Antrag spöttisch und troken ab, und gegen seine Mutter wiederholte er, was er oft schon gesagt hatte, daß er entweder gar nicht, oder nur nach seinem Kopfe heirathen würde. Seine Neigung für Deborah war der guten Alten nicht entgangen: nach langem Besinnen nahm sie sich vor, ihn merken zu

lassen, daß sie gegen eine Schwiegertochter wie diese nichts einzuwenden haben würde. Als der Wink, mit dem sie an jenem Abend ihre geschwäzigen Erinnerungen aus ihren Jugendjahren beschloß, Deborah vertrieben hatte, kam es sogleich zu einer bestimmteren Erklärung zwischen ihr und ihrem Sohn. Die Gesinnungen, die sie äußerte, stimmten zwar mit einem dunkeln Wunsch in seinem Inneren überein; indem sie aber den Gedanken einer Verbindung zwischen ihm und Deborah förmlich aussprach, empörte sich sein Stolz — Wäre sie nur, sagte er, nicht mit dem .... Kinde hieher gezogen!

Jakob, sagte die Mutter, das Kind behalte ich dann, und ziehe es mit Gretchens Fränzel und Marthens Lieschen auf: so wird der ersten früher Tod, und das liederliche Leben der zweiten, doch mit Etwas wieder gut gemacht — Du solltest nicht streng seyn, Jakob!

Wie, Mutter? das Mädchen ließ sich verführen — möchtet Ihr mir dafür bürgen, daß sich die Frau nicht auch könne verführen lassen?

Wenn aber Deborah nicht verführt wäre?

Oho! Will das blutjunge Ding etwa gar schon Wittwe seyn? Oder — — Er machte einen frechen Scherz, der seiner Mutter Herz zerriß. Auf ihren schmerzlichen Ausruf sagte er milder: Nun, laßt es gut seyn, Mutter! Was meint Ihr denn wegen Deborah?

Jezt erzählte ihm die Alte, so von Herzen wie es ihr zu Herzen gegangen war, Deborah's Geschichte. Auf seinem Gesicht wechselten unterdessen Spott, finstres Wesen, und eine Art von Freude, die seine gute Mutter nicht recht verstand, bei welcher ihr aber nicht wohl zu Muthe war. Ich bin ein sittsames Mädchen gewesen, fuhr sie eifrig fort, und ein ehrbares Weib, und hielt stets — deß ist Gott mein Zeuge! — auf Zucht und Ehre. Auch weiß ich wohl, was die Welt sagen würde, wenn Du das Mädchen nähmst, und ich würde keinem andern dazu rathen, wohl aber Dir — Dir, meinem Sohne, den ich mit Schmerzen geboren, und um den ich bittrere Thränen geweint habe, als bei den Schmerzen der Geburt! — Deborah hat man unschuldig im Verdacht; Du aber.... ach Jakob, weil Du ein schönes Gut und Geld im Kasten hast, wollte Dir der Vetter die feine Base aufhängen; aber ein rechtschaffner Vater gäbe Dir sein unschuldig Kind nicht zum Weibe — glaube mir, Jakob, es thut meinem Mutterherzen weher, Dir das zu sagen, als Dir, es zu hören — Sieh nun selbst zu! Für Deborah's Unschuld verpfände ich meine Seele —

Jakob lachte auf.

Sie fuhr nach einem Seufzer fort: Eine geschiktere, fleißigere, schönere Frau bekommst Du

nie, keine die mich lieber hat, keine die mir mehr Freude macht —

Ja Mutter, fiel er ein, und darum behaltet Ihr sie im Hause. Ihr sagt nicht zu viel Gutes von ihr, aber die Geschichte ist ein Mährchen, und das Mädchen eine Hexe. Meinem Weibe muß ich trauen können; ihr aber, da sie eine solche Legende zu erfinden gewußt hat, trau' ich nun und nimmermehr — Ich wollte, es wäre anders; ich hätte sie, glaub' ich, gefreit —

Nun, so ist's gut, unterbrach ihn die Mutter, die ihren schmerzlichen Unwillen mit sichtbarer Gewalt zurükhielt — thu denn was Du willt; Gott wird sich des armen Mädchens auf andre Weise annehmen!

Ja, das wird er, das wird er! rief Jakob, mit wilder, tükischer Lustigkeit, und rieb sich die Hände. — Die Müllerin erschrak, und warnte am andern Morgen Deborah.

Jakob gieng in den folgenden Tagen wenig aus, und nur wenn seine Geschäfte es erforderten. Er führte die Aufsicht über die Mühle, besuchte kein Wirthshaus, keinen Bekannten; Abends, wenn er nicht lesen mochte, wikelte er Garn, strikte Fischneze, oder schnizelte hölzerne Löffel. So häuslich war er nie gewesen, noch nie so freundlich und umgänglich. Zugleich aber wurde er nach und nach zudringlicher gegen Deborah. Er verfolgte sie mit Dienstleistungen,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

denen sie auswich, mit Geschenken, die sie nicht annahm, mit Liebkosungen, die ihre sittsame Zurükhaltung in Schranken hielt. Aber ihre Lage wurde ihr immer peinlicher. Der Winter war ungewöhnlich hart; sie konnte an keine Reise mit Hannah denken; die Geschenke und den geringen Lohn, die sie von ihrer guten Herrschaft erhielt, mußte sie auf unentbehrliche Kleidungsstüke verwenden, und besaß keinen Groschen im Vermögen. Um der armen Mutter, deren frommes Gemüth sich an der anscheinenden Sinnesänderung ihres Sohnes zu ergözen anfieng, das Herz nicht schwer zu machen, verschwieg sie ihr die Auftritte, die sie mit ihm hatte. Mit steigender Angst sah sie den Schnee von neuem fallen, die Wasser wieder austreten und gefrieren.

Jakob, in dessen Gewissen, seit er ihre Geschichte gehört und nicht geglaubt hatte, nichts mehr zu ihrem Schuze sprach, dem ihre Tugenden wie lauter Heuchelei erschienen, war in der That mit aller Kraft seines starren Gemüths, mit allem wilden Feuer entflammter Begierde, mit aller Heftigkeit einer Leidenschaft, die zwischen Liebe und Haß schwankte, entschlossen, sie um jeden Preis zu besizen, und ein solches Verhältniß trieb freilich neue Stürme über ihr frommes Haupt zusammen, als ein unerwarteter Vorfall diese abwendete.

Von einer, sechs Stunden weit gelegenen

Landstadt kam oftmals ein Schreiner hieher, um in der an die Fruchtmühle stossenden Sägemühle Bretter zu kaufen. Meister Ehrhard war ein ernsthafter ältlicher Mann, dem ein redliches, durch harte Proben gegangenes Gemüth an der Stirne geschrieben stand. Seine Eltern hatten unter mancherlei Gebrechlichkeiten ein hohes Alter erreicht, für dessen Bedürfnisse sein Erwerb kaum hinreichend gewesen war. Wie er als ein rüstiger junger Mensch von der Wanderschaft zurükgekommen war, hatte er sein Auge auf ein Mädchen geworfen; sie war aber arm, und bei seines Vaters Gesundheitsumständen lag sogleich alle Arbeit auf ihm allein. Nachdem er einige Jahre gewartet hatte, starb das Mädchen an einem hizigen Fieber. So half ihm niemand tragen, und er blieb achtzehn Jahre mit unermüdeter Geduld und Entsagung die Stüze seiner Eltern, bis sie nach langen Leiden Ruhe im Grabe fanden.

Wenn der Mann auf die Mühle kam, wurde ihm, nach dem althergebrachten Brauch, während man den Handel abschloß, in der Wirthschaftsstube ein Glas Wein vorgesezt, und es geschah auch wohl, daß er sich mit an den Mittagstisch sezte. Er hatte öfters Deborah aufmerksam angesehen, zuweilen auch einen Augenblik freundlich still mit dem Kinde gespielt. Als er einst die Müllerin gefragt hatte, ob das Mädchen

eine Verwandtin von ihr wäre, erzählte diese mit zart schonender Kürze was sie damals — denn es war vor der Erklärung auf dem Bodenkämmerchen — von Deborahs Schiksal vermuthete, und hielt sich mit Wohlgefallen bei dem Lobe ihrer guten Eigenschaften auf.

Jezt erschien eines Morgens Meister Ehrhard auf der Mühle, um einen neuen Handel zu schließen. Nach abgethanem Geschäft — Deborah war nicht zugegen — fieng er an, der Müllerin seine häusliche Lage aus einander zu sezen, und erklärte endlich, daß er nun wohl wünschte, den Rest seines mühseligen Lebens durch eine glükliche Ehe zu versüßen; eine reiche, schöne Frau könne er nicht freien; er sei selbst nicht reich, nicht mehr jung, nicht lustig; er müsse lieber suchen, ein armes Mädchen glüklich zu machen, die ihm dafür danken würde — und ein solches Mädchen glaubte er in Deborah finden zu können, wenn sie anders, wie er auf ihr gutes Gesicht wohl schwören möchte, sich nichts anders vorzuwerfen habe, als die unehliche Geburt ihres Kindes, für das er übrigens in dem Falle auch sorgen werde.

Jakob hatte dies alles in heftiger Bewegung mit angehört, und eilte plözlich, zur großen Freude seiner Mutter, aus dem Zimmer. Die Müllerin sah in dem Vorfall eine unmittelbare Fügung der Vorsehung; doch stand sie einen

Augenblik an, ob sie nicht Deborah rathen sollte, ihre Geschichte zu verschweigen, da der Mann ihr den vermeinten Fehltritt zu gute hielt, und er doch vielleicht nicht genug aus der Wahrheit seyn möchte, um ihrer Unschuld Glauben beizumessen. Sollte sie aber dem Mädchen zu einer Lüge rathen? Ihre Frömmigkeit in Versuchung führen? Sie verleiten, ihr künftiges häusliches Glük auf den lokern Grund der Unwahrheit zu bauen?

Diese Zweifel ergriffen und verwirrten die gute Frau, so daß sie nicht vermochte, sogleich zu antworten, sondern ängstlich die Hände faltete. Am deutlichsten wurde endlich in ihr die Vorstellung, daß ihre liebe Deborah versorgt und dem Elend entrissen, daß ihrem Sohne die Versuchung zu neuem Frevel aus dem Wege gerükt werden könnte; sie brach in Thränen aus, und rief fast unvernehmlich: dafür würde Euch Gott lohnen!

Meister Ehrhard bat sie, da er Eile habe, und sein Vorhaben ihr zu gefallen scheine, nun das Mädchen zu rufen — Ach nein, nein! sagte sie; erst muß ich Euch noch Vieles erzählen — ja ich muß! Gebe nur Gott, daß es zur guten Stunde sei — Ihr habt so redlich an Euren Eltern gehandelt, Ihr müßt ein braver Mann seyn —

In disem Augenblik trat Deborah herein, mit

Hannah auf dem Arm. Das Kind hatte ihr im Spielen die Haube abgezogen; ihre langen blonden Haare hiengen über den sittsam bedekten Hals: wie sie den fremden Mann erblikte, strich sie beschämt die Haare von der weissen Stirne, und schlug ihre großen blauen Augen nieder. Es war ein eigenes Zeugniß der Wahrheit, auf den Armen des blonden, zarten Mädchens das große starke Kind, mit auffallend schwarzen Haaren nnd Augen, und einem Gesicht, dessen ganzer Schnitt auszusprechen schien, das Kind sei dem Mädchen fremd. Die Müllerin stuzte bei dem Anblik; nach einem kurzen Besinnen sagte sie, wie durch eine plözliche Eingebung, gegen den Meister gewendet: da seht einmal — Gleicht ihr dieses Kind? kann man sie für seine Mutter ansehen? Und so ist es auch, lieber Meister; Deborah ist ein unschuldiges Mädchen, Ihr sollt alles erfahren —

Deborah stand wie versteinert. Der redliche Freiwerber, der die verworrenen Reden der Müllerin nicht begrif, aber auch kein Arg daraus hatte, bot dem Mädchen freundlich die Hand, und machte ihr mit kurzen Worten seinen Antrag — ihr Kind, sezte er hinzu, könne sie bei sich behalten und ehrbar erziehen; er trachte nach einer Frau, die ihn mit Liebe trage, und darum sei es ihm recht, auch etwas für sie thun zu können.

Wechselsweise erröthend und erblassend, hörte Deborah dies an. Sie hatte den Mann als einen guten Sohn und fleissigen Handwerker rühmen gehört; sie konnte sich nicht verhehlen, daß eine solche Verbindung ein größeres Glük wäre, als sie jemals hatte hoffen dürfen — zwar regte der schlichte, nüchterne Antrag Gefühle und Bilder auf, die ihr selbst unbewußt in ihrem innersten Herzen schlummerten, und ein geheimer Schauder ergrif sie; doch kamen ihr die frühen Begriffe ihrer Erziehung so schnell zu Hülfe, daß sie dessen Sinn nicht einmal zu ergründen strebte: überzeugt von dem hohen Ursprung eines Vorfalls, der ihr in der äußersten Hülflosigkeit so unerwartet Rettung darbot, durchdrungen von der Heiligkeit des Bandes, welches dieser Mann mit ihr anzuknüpfen gedachte, war die Nothwendigkeit, seine Gesinnungen auf die gefährliche Probe der Entdekung ihres Schiksals zu sezen, bald ihr einziger Gedanke.

Dieses Geschäft hatte inzwischen die Müllerin bereits übernommen. Wie Deborah aus ihrem Nachdenken erwachte, erkannte sie in dem halbleisen, lebhaften Geschwäz der guten Alten die mütterliche Treue, die ihrem Entschluß, als dem einzig rechten, zuvorkam, und ihrer bescheidnen Furchtsamkeit die schwere Ausführung ersparte. Sie stand da, so zitternd, und doch so gefaßt, wie an jenem Tage vor der Obrigkeit in

Z., als man ihr Verweisung und Elend ankündigte.

Das ist wunderbar! sprach Meister Ehrhard, nachdem er die Erzählung der Müllerin vernommen hatte — Aber ich meine, es sei unmöglich, daß man alles Gute üben, und dabei einer so argen Sünde wie Lug und Trug schuldig seyn könne — Glaubt die Jungfer, ein gottgefälliges und glükliches Leben mit mir zu führen, so wollen wir das arme Kind, das niemanden angehört, stets als ein Geschenk von Gott ansehen, und es als ein solches halten. Denn er mußte es einer sonderlichen Liebe würdigen, daß Er es auf so wundervollem Wege diesen Händen übergab —

Er küßte mit freundlichem Ernst Hannahs Stirne. Ueber alle Erwartung befriedigt, drang die Alte mit wohlmeinender Ungeduld auf Deborah ein. Diese weinte sanft, und gieng mit sich und Gott zu Rathe. Indem sie den reinen Blik betend gen Himmel hob, reichte sie endlich dem Manne das Kind hin. Wollt Ihr, sprach sie mit leisem Tone, das arme Geschöpf mit mir zugleich aufnehmen, seid Ihr überzeugt, daß ich unschuldig bin wie sie, rein von Sünde und Betrug in allem was sie angeht — wohl, so danke ich Euch für Euer Anerbieten, und ich will aus meinen geringen Kräften mit Gottes Hülfe trachten, Euch ein gutes Weib zu seyn — habt aber Geduld mit mir, denn ich bin lange sehr unglüklich gewesen —

ach, ich bedürfte mehr eines Vaters, eines guten treumeinenden Vaters, als eines Gemahls!

Meister Ehrhard hatte als einziger Sohn den ganzen kleinen Haushalt seiner Eltern geerbt; er konnte also seine schöne, traurige Braut sehr bald heimführen, und die Müllerin hatte vollauf zu thun, um mit der kleinen Aussteuer, die sie in der Freude ihres Herzens ihrer lieben Tochter zudachte, schnell genug fertig zu werden — Seine traurige Braut: das war Deborah würklich! Sie brachte ihrer Lage und der Heiligkeit ihrer Pflichten gegen Hannah ein großes Opfer. Fremd waren ihr die gewöhnlichen Verhältnisse des Handwerkerstandes, in welchen sie jezt als Hausfrau treten sollte; denn in dem abgesondert frommen Wandel ihrer Eltern fanden diese Verhältnisse keinen Raum. Die Erziehung in *berg hatte ihr, zwar keine Kenntnisse, aber eine Sanftheit der Sitten, eine Gewohnheit von Ordnung und Sauberkeit gegeben, mit denen so Manches in ihrer künftigen Lebensart wenig zu harmoniren versprach. Der Umgang mit August — ach, ängstlich floh sie die Erinnerung an jenen Zeitpunkt! — hatte ihr Herz gebildet, und der Verstand bleibt in solchen Fällen nicht dahinten. Ihr Unglük hatte, mit ihrer Kraft zu dulden, ihr Nachdenken geübt, und sie sogar Menschenkenntniß gelehrt. Auch ihre religiösen Begriffe hatte die Nothwendigkeit gemildert und geläutert,

indem sie ihr die äußern Formen entrükte, auf welche ihre Glaubensgenossen sich so sehr einschränken, und selbst Jakobs Bekanntschaft, seine Erzählungen von seinen Reisen, aus seinen Büchern, waren nicht ohne Nuzen für sie gewesen. In sich selbst vollendete sich so das stille Gemüth, wie dem verborgenen Veilchen die Schäze des Himmels und der Erde zu süßem Wohlgeruch und anspruchslosem Reize wuchern.

Jakob vernahm die Nachricht von dem Handel, den Meister Ehrhard diesmal abgeschlossen hatte, mit finsterm Stillschweigen. Er wurde seitdem täglich rauher und unzufriedner. Noch ehe Deborah das Haus verlassen hatte, erklärte er seiner Mutter, er wünsche sich mit ihr zu sezen, ihr die Mühle zu überlassen, und in der Stadt einen Kornhandel anzufangen. Die Mutter willigte ein; sie nahm seine beiden Kinder zu sich, erzog sie treu, und ließ ihnen späterhin ihr ganzes Vermögen. Jakob, dem es an keiner von den nöthigen Kenntnissen zu seinem Handel fehlte, trieb ihn mit der Thätigkeit eines Menschen, der in dem Drang der Arbeit sich selbst vergessen will; er reiste, erwarb, häufte Geld an, ohne Freude, ohne Liebe, und als man ihn für einen Mann von mehreren Tausenden schäzte, fand man ihn eines Morgens todt auf seinem Zimmer. Es hieß, eine Flinte, die ohne sein Wissen geladen gewe-

sen, wäre ihm, indem er sie puzen wollte, in der Hand losgegangen.

Zu H., im altväterischen Häuschen, das Meister Ehrhard, mit allen Erfordernissen eines kleinen bürgerlichen Haushalts versehen, geerbt hatte, lebte nun Deborah mit ihrem Manne. Ihr richtiger Verstand schäzte die Vortheile, die ihre Lage ihr gewährte; es fehlte ihr nicht an Kraft, ihr Herz zu beschwichtigen, und ihr Tagwerk mit klugem und treuem Eifer anzugreifen. Sie hatte Schwierigkeiten zu bekämpfen. Meister Ehrhard wollte zwar Hannah für sein angenommenes Kind gelten lassen, aber der übeln Nachrede konnte damit nicht gesteuert werden, und wie die Nachbarn aus dem unveränderten Haushalt abnahmen, daß Deborah ihrem Manne nichts mitgebracht haben müsse, nahmen sie keinen Anstand, den Meister für einen Gek zu erklären, der sich in ein schönes Lärvchen vernarrt hätte, und schon dafür bestraft werden würde. Die Nachbarn irrten sich: das war natürlich; sie kamen aber von ihrem Irrthum zurük, und das thun Nachbarn nur im äußersten Nothfall. Dem Meister schien es täglich besser zu gehen. Deborah war die Sanftmuth, die Ordnung, die Thätigkeit selbst. Mit der strengsten Einfachheit verband sie eine stete Reinlichkeit, wie man sie an Weibern ihres Standes kaum in den Augenbliken, wo sie den

Weg zur Kirche antreten, zu sehen pflegt. Es wurde kein neuer Hausrath geschaft; aber durch tägliche Aufmerksamkeit und zwekmäßigen Gebrauch schienen die alten Kästen und Schränke nach einem Jahre neu geworden zu seyn. Frau Ehrhard stand vor Tage auf, und kehrte den Boden der Werkstatt. Freundlich schien die Sonne durch die rein gewaschenen Fenster auf die sauber weissen Umhänge des Betts, und selbst in Deborahs Küche hätte ein ästhetisch-ökonomisches Kennerauge ungestraft jeden Winkel ausspähen dürfen. Immer häuslich, sittsam, höflich, immer eifrig, alle Gebräuche des Orts zu beobachten, wenigstens gegen keinen merklich zu verstoßen — ein solches Betragen überwand auf die Länge die gefaßten Vorurtheile. Es war kaum ein Jahr verflossen, so fieng man an, in der Kirche Deborah freundlich zu grüßen; dann kam bald diese bald jene Nachbarin, bat bald um diesen bald um jenen Dienst, und fand stets dieselbe sanfte, bescheidne Bereitwilligkeit; wo bei irgend einem Unglük, einem erkrankten Hausgenossen, einem betrübten Todesfall, Trost oder Hülfe Noth that, da half und tröstete Deborah: da, und nur da, mochte sie wohl auch ungerufen erscheinen, wenn ihr Gefühl ihr sagte, daß ihre Erscheinung wohlthätig seyn würde.

So verpflanzte nach und nach Deborah den schwesterlichen Geist ihrer Jugendjahre auf

einen Boden, wo sonst nur Neid, Klätscherei, und alle die gemeinen Schwächen gemeiner Menschheit zu gedeihen pflegten, und er trug hier mehr und edlere Früchte, als er im leeren Einerlei einer ihrer Gemeinden getragen hätte. Von ihrem Manne genoß sie die ruhig tiefe Anerkennung ihres Verdienstes, die in diesem Verhältniß sie am meisten beglüken mußte, und indem sie immer mehr Ursachen fand, ihn zu achten, gewährte ihr die Ueberzeugung, daß er seinen Zwek, Versüßung der lezten Hälfte eines mühevollen Lebens, ganz bei ihr erreicht fühlte, reichen Lohn für alles was sie that.

Ihre Ehe blieb fünf Jahre ohne Kinder. Hannah wuchs unterdessen im Glauben, bei Vater und Mutter zu seyn, auf, und der gute Ehrhard liebte sie würklich so väterlich, daß er oft zu seiner Frau sagte: wenn der Himmel seinen sehnlichsten Wunsch erfüllen, und ihnen Kinder schenken sollte, so sollte Hannah dennoch stets gleiche Rechte mit ihnen genießen. So war ihr denn, mochte ihre Geburt seyn welche sie wollte, zum Ersaz für die Unsicherheit dieser Geburt, die ihr Loos auf immer bleiben sollte, das Glük beschieden, Kind der Liebe in einem schöneren, sittlicheren Sinne zu seyn. Sie mochte volle sechs Jahre alt seyn, als Deborah selbst Mutter ward, und nun lernte, daß Mutterliebe doch noch ein anderes Gefühl war, als das innige

Mitleid, das Band des Unglüks und der Hülflosigkeit, das sie so fest an Hannah geknüpft hatte. Aber ihre Empfindung für diese wurde darum nur zärtlicher und besonnener: sie mußte sie ja für die unaussprechliche Liebe entschädigen, die nur ihr eigenes Kind ihr einflößte, und die niemals der armen Hannah hatte zu Theil werden sollen. Auch in ihres Mannes Herzen sprach, ohne daß er so fein wie Deborah empfand, die Stimme der guten Menschheit zu vernehmlich, als daß er nicht bedacht gewesen wäre, seinen ersten Liebling durch keine Hintansezung zu kränken.

Uebrigens trieb es der gute Mann mit seiner kleinen Christel — die Müllerin hatte das Kind aus der Taufe gehoben — fast bis zur Abgötterei. Wenn sie wachte, mußte ihre Wiege in der Werkstatt stehen, oder ihre Mutter sich mit ihr da aufhalten; schlief sie in der Nebenkammer, so schmierte er fleissig die Sägen ein, damit sie nicht knarrten, und lehrte die Gesellen, den Hobel leichter und leiser führen. Er gedachte nicht, daß es „ein irdenes Gefäß" war, dem er so viel Liebe zuwandte. Die Kleine gedieh und wuchs heran, als eine epidemische Krankheit sie befiel, und eine Auszehrung zurükließ, an welcher sie im achtzehnten Monat starb.

Deborah war im Leiden und Verlieren geübt; hätte aber ihres Mannes Verzweiflung nicht ihre ganze Kraft aufgefordert, ihm mit dem Beispiel

frommer Ergebung voranzugehen, sie würde diesem Schmerz nicht widerstanden haben. Der unglükliche Vater sah im Tode seiner Christel dem Tode aller seiner Hofnungen und Freuden entgegen, er haderte mit Gott, er forderte Hülfe vom Arzt, als müßte ein ernster Wille Mittel finden, das entfliehende Leben aufzuhalten. Mit des Kindes leztem leisem Hauch fiel seine Heftigkeit. Weich wie ein Weib, still, unbeschäftigt, schlich er gleichsam mechanisch um die Leiche her. Es ward spät, er beredete die von Nachtwachen und Schmerz entkräftete Deborah sich niederzulegen, während er bei der kleinen Todten wachen würde. Nachdem sie ein Paar Stunden geruht, gieng sie wieder in die Stube, wo sie die Kleine bis auf das Hemd entkleidet, die Händchen auf der kalten Brust gefaltet, in ihrer Wiege gelassen hatte. Wie sie die Thüre öfnete, hörte sie, daß ihr Mann sich schnell von der Wiege entfernte, und in einem Winkel niedersezte. Sie findet das Kind nicht mehr in der ruhig frommen Stellung: der Kopf hängt zur Seite, die Händchen liegen entfaltet. Erschroken blikt sie auf den Vater, auf die Todte, und ruft: Gott! was ist geschehen? — — Der Vater schluchzt aus seinem Winkel und ringt die Hände; endlich sagt er: ach, ich konnte sie nicht so liegen sehen, ich habe sie in meinen Armen herumgetragen — sie kann, sie kann nicht todt seyn!

Statt mit der Zeit abzunehmen, wurde sein Schmerz Krankheit, die an seinem Leben nagte. Eine unheilbare Schwindsucht führte ihn langsam dem Grabe zu. Seine Frau pflegte ihn mit unermüdeter, zärtlicher Sorgfalt; Hannah, die jezt anfieng, vernünftig zu werden, kam fast nicht von seiner Seite. Er warf es sich vor, einem vergeblichen Kummer zu unterliegen, der diesem Kinde, diesem guten Weibe ihre Stüze entzog; aber er vermochte nicht, den Feind zu überwinden.

Nach einer glüklichen, frommen, achtjährigen Ehe ward Deborah Wittwe im acht und zwanzigsten Jahre. Der Sterbende sorgte oft in den lezten Tagen, was aus ihr werden würde; er hatte sie durch ein Testament zu seiner Erbin eingesezt: nun rieth er ihr, sich, wie die Handwerkerswittwen thun, einen fleissigen Gesellen zum zweiten Mann auszusuchen, und das Gewerb fortzusezen — Hörst Du dann den Hobel klappern, sagte er, so denkst Du an mich — Ach, es wird Dich aber niemand lieben wie ich, und keiner ist Deiner werth! Ich war es auch nicht. Wohl weiß ich, daß Du nicht in meine arme Werkstätte gehörtest. Wie hoch Dich Gott auch erheben möchte, Du würdest überall eine der Besten seyn. Er lohne Dir's, daß Du mich darum nicht verachtetest, weil ich nichts hatte als mein treues Herz!

Und dieses treue Herz verdiente die aufrichtigen Thränen, die Deborah um seinen Verlust weinte! Sie verkaufte das Haus und das Handwerkszeug, bezog eine gemiethete Wohnung, und suchte, da sie um Hannahs willen ihr geringes Einkommen zu vermehren wünschte, sich einen Erwerb durch Nadelarbeit zu verschaffen. Sie ließ die Kleine unter ihren Augen unterrichten, und sparte keine Kosten dabei. Das Ohngefähr führte ihr einen einsichtsvollen Lehrer zu, so daß sie an der Seite des zehnjährigen Mädchens selbst um manchen neuen Begrif reicher wurde, manche Vorstellung ihrer früheren Jahre verbessern lernte.

Das Haus der Obristin von Danner war eines von denen, welche ihr öfters Arbeit gaben. Die Obristin, eine sanfte, gebildete Frau und eine gute Mutter, hatte Deborah zu unterscheiden gewußt; sie sprach gern mit ihr, sie interessirte sich für sie und für ihre Hannah, deren sittsames, anständiges Wesen, deren frühe Geschiklichkeit sie ihren eignen Kindern zum Beispiel aufzustellen pflegte.

Eines Tages sagte ihr die Obristin: ein genauer Freund ihres Mannes, dessen Gesundheit und Gemüthsruhe durch häuslichen Kummer gelitten, wolle den Sommer in dieser Gegend zubringen, und habe ein Gartenhaus in der Nähe der Stadt gemiethet; er wünsche eine anständige

Person zur Haushälterin für die wenigen Monate, er werde sie sehr gut bezahlen, und sie könne für den geringeren Dienst eine Magd miethen. Nach ihrer Meinung war dies eine vortheilhafte Gelegenheit, die Deborah wohl mitnehmen könnte, so wie sie ihrerseits den ihr gegebnen Auftrag nicht besser zu besorgen wüßte, als wenn sie dem Freunde ihres Mannes eine Person wie sie zuwiese. Deborah hatte einige Bedenklichkeiten: sie konnte indeß ihre Kunden verlieren, sie besorgte, Hannah vernachlässigen zu müssen. Aber Frau von Danner stand für hinlängliche Entschädigung, und versprach ihr, daß sie Hannah würde zu sich nehmen dürfen; der Haushalt eines einzelnen Mannes, eines Kranken, würde ihr Zeit genug lassen, in diesem Stüke nichts zu versäumen.

Man kam wegen der Bedingungen überein; die Ankunft des Fremden verzögerte sich aber einige Wochen. Die Obristin sagte zu Deborah, daß ihr Mann unruhig darüber wäre: er fürchtete, daß sich die Gesundheitsumstände seines Freundes verschlimmert hätten. An einem Abend endlich ließ sie Deborah rufen: der Fremde war ohne vorläufige Nachricht, und sehr krank angelangt. Deborah eilte hinaus. Sie fand Bediente, welche Gepäk hereinbrachten; der Obrist rief ihr entgegen, sogleich des Fremden Betr zurecht zu machen. In dem Zimmer, wo das Bett aufge-

schlagen war, saß ein Mann, in einen Oberrok gehüllt, mit sehr erhiztem Gesicht, auf dem Sofa. Der Obrist redete ihm zu, sich ruhig zu halten; ein Arzt stand neben ihm, und schien ihn etwas besorgt zu beobachten. Sobald alles in Ordnung war, führte man ihn, ohngeachtet er sich heftig weigerte, zu dem Bett. Deborah, betroffen und beschämt, wollte das Zimmer verlassen, als der Obrist einen Dienst von ihr verlangte. So wie der Kranke sie erblikte, rief er wild: Fort! Nur kein Weib! Ich will kein Weib sehen —

Deborah fuhr erschroken zurük. Doch wurde sie nun gewahr, daß der Kranke fantasirte. Als er seine Augen auf ihr Gesicht heftete, ließ sein Widerstand nach; er blikte noch einmal hin, schien nachdenkend zu werden, und ließ sich zu Bett bringen. Seine fieberhafte Unruhe dauerte die ganze Nacht; Deborah verließ ihn nicht: er schien jede Dienstleistung bereitwilliger von ihr anzunehmen, als selbst von seinem Freunde. Ein paarmal betrachtete er sie aufmerksam; dann folgte ein neuer Paroxysmus. Seine Fantasien drehten sich um beleidigte Ehre, eine treulose Frau, einen von ihm getödteten Liebhaber dieser Frau.

Gegen Morgen ließ das Fieber nach; es folgte tiefe Ermattung: der Kranke fieng endlich an, zu schlummern. Der Obrist verließ ihn nun auf einige Stunden; des Fremden Bedienter, müde

von der Reise, schlief auf einem Stuhle ein: jezt erst hatte Deborah Zeit, sich zu sammeln; es war ihr bei dem Gedränge, der Wildheit des Kranken, der ganzen ungewohnten Szene, bisher gewesen wie im Traume. Sie saß still am Fenster, und sah den Morgen anbrechen. Der erste Sonnenstrahl fiel auf das Krankenbett, das tief in dem großen Zimmer stand. Indem sie den Laden schloß, blikte sie, um das Licht zu berechnen, schärfer auf den Kranken. Ihr Herz fieng an, zu klopfen; sie trat näher: die gestern im Fieberanfall entstellten, gespannten Züge bildeten jezt eine ganz andre — eine bekannte Gestalt — Sie glaubte — es war — er war es — August!

Sie hatte Mühe, sich zu überzeugen, daß sie wachte. Sie kehrte zitternd an ihren Plaz zurük. Was sie in ihrer ersten Jugend für ihn empfunden hatte, trat nach und nach vor ihre Seele. Sie hatte seitdem sich und die Welt besser kennen gelernt, aber sie hatte nie mehr geliebt, ihr Herz hatte nach ihm kein Mann besessen. Hundert Erinnerungen, hundert Besorgnisse und Zweifel bestürmten sie wechselsweise. Beschämt wollte sie entfliehen, ehe er sie etwa erkannte, und da war keine Zeit zu verlieren, denn schon mochte eine Ahnung in ihm aufgestiegen seyn, als sich bei ihrem Anblik seine Wuth so schnell legte. Aber er war unglüklich, er war krank, bedurfte

Pflege, und wer konnte ihn besser pflegen als sie? Zudem, womit konnte sie sich bei der Obristin rechtfertigen, wenn sie ihre Zusage brach? Manche andre Vorstellungen, im Hintergrund ihres Herzens sich regend, mischten sich in den Kampf: ihr niederer Stand, die Jahre, die seit jenen Zeiten ihrer Jugendblüte verflossen waren, ihre Wittwenschaft — Unterdessen bewegte sich der Kranke. Er wachte mit Fieber wieder auf. Den Tag brachte er ohne sonderliche Hize, aber fast besinnungslos zu; gegen Abend stellte sich das wilde Fantasiren wieder ein. Deborah verließ sein Bett nicht. Mit jeder Stunde nahm ihre Angst, ihre Unentschlossenheit — ihre Zärtlichkeit zu. Der gegenwärtige Augenblik floß mit den längst vergangenen zusammen: sie fand in den zerstörten Zügen immer mehr das Gesicht wieder, das einzige, auf welchem ihr Auge jemals mit Liebe geruht hatte.

Am Abend war sie einen Augenblik aus dem Zimmer gegangen. Der Obrist wollte ihm Arznei reichen, er widersezte sich, und war im Begrif, aus dem Bett zu springen. Sein Freund rief um Hülfe; der Bediente und Deborah eilten herbei. Von Schreken überwältigt, wie sie ihn wütend ringen sah, schlang sie ihre Arme um ihn, und da er sich heftig von ihr loswand, stürzte sie sich auf die Knie, und flehte mit gefalteten Händen Gott um Hülfe. Plözlich hielt

der Kranke still, sah sie erstaunt an — Deborah, rief er endlich, Deborah! — blikte betäubt im Zimmer umher, und sank erschöpft zurük.

Die Umstehenden verstanden diesen Auftritt so wenig, wie die Fantasien, welche nunmehr den Kranken beschäftigten. Es waren Erinnerungen aus jenen Tagen in Z., die Deborahs Herz mit unnennbarer Wehmuth erfüllten; es waren auch spätere Erinnerungen, aus denen sie abnahm, daß ihm ihr Schiksal nach seiner Abreise nicht unbekannt geblieben war. Sie selbst erkannte er aber nicht mehr, und so konnte sie ihre Gefühle, die freilich nicht ungemischt schmerzlich waren, vor denen verbergen, welche keinen Zusammenhang zwischen seinen irren Reden und der mitleidig besorgten Krankenwärterin ahneten.

Nach einigen angstvollen Tagen stellte sich eine Krisis ein, die ihn rettete, zugleich aber ihre Zweifel wieder rege machte. Den kindisch strengen Begriffen ihrer Jugend war ihr Verstand entwachsen, aber ach, er war gebildet genug, um ihre Gefühle in ihrer Lage für thörig zu erkennen, und in den Gründen selbst, mit denen sie einen Theil ihrer Besorgnisse widerlegte, empfand sie etwas schmerzlich demüthigendes. War es nicht eine lächerliche, ja vielleicht eine verächtliche Täuschung, daß sie sich einbildete, dieser Mann, der von der Vergangenheit nicht einmal seinen Namen übrig behalten hatte — sie hörte

ihn Schöneich nennen — würde nach eilf Jahren in der verblühten Bürgerwittwe die ohnedies längst vergessene Deborah wieder erkennen? Seine Fantasien? — Ach, es waren ja nur Fantasien — Und um eines so eiteln Wahnes willen sollte sie ihn verlassen, ihn während einer noch gefahrvollen Konvaleszenz einem gefühllosen Bedienten, einer gemietheten Magd überlassen?

So kämpfte und zweifelte sie, doch ohne einen Entschluß zu fassen. Indessen war sie aus dem Zimmer geeilt, sobald die Rükkehr seiner Besinnung entschieden gewesen war. Ihre freudige Rührung, ihr inniges Dankgebet, vertrugen ohnehin keine Zeugen. Man rief sie aber bald zurük; der Obrist, dem ihr Betragen am Krankenbett seines Freundes Achtung eingeflößt hatte, suchte sie selbst auf, und ermahnte sie, ihre lobenswürdige Sorgfalt fortzusezen, da sein Freund deren mehr und ununterbrochner als je bedürfen würde. Nun war kein Zweifel, keine Wahl mehr; Deborah eilte hinein — doch nicht ohne im Vorbeigehen einen Blik in den Spiegel zu werfen: ob sie auch unkenntlich — ob sie verändert wäre?

Die Antwort, die ihr der Spiegel zurükgab, war nicht so beruhigend, als — sie es zu wünschen glaubte. Freilich war es jenes achtzehnjährige Mädchen nicht mehr, die im langen, rothgewürfelten Kittel, eine weisse Schürze mit großem

Brustlaz vorgebunden, im runden Herrnhuther Häubchen mit dunkelrothem Band, am Waschzuber stand, während August, an den Küchenschrank gelehnt, mit der Reitgerte spielend, ihre langen, hellbraunen Augenwimpern bewunderte, wie sie, die dunkelblauen Augen verschleiernd, die zarte Röthe ihrer Wangen hoben. Deborah war etwas größer wie damals; ihre etwas dunkleren Haare wurden von einer saubern Bürgerhaube weniger verhüllt; ihr Anzug war dunkler, aber knapper und weltlicher; ihr Wuchs war weniger zart, aber ihre Physionomie belebter; mit den langen, hellbraunen Augenwimpern, mit den dunkelblauen Augen war keine nahmhafte Veränderung vorgegangen — kurz, das schöne Mädchen war ein nicht weniger schönes Weib geworden, und das schöne Weib war vom Obristen nicht unbemerkt geblieben, und eben jezt hatte er ihr einige freundliche Schmeicheleien gesagt, die ihre Schüchternheit, wieder vor August zu erscheinen, nicht verminderten.

Es war dunkel im Krankenzimmer; ein großer Schirm versteckte das Licht, niemand sprach ein lautes Wort. Dieser erste Abend und der ganze folgende Tag giengen so ruhig vorüber — daß es Augenblike gab, wo Deborah beinahe darüber geseufzt hätte. Aber die Vorhänge waren ja auch so fest zugezogen, der Kranke war ja noch

so schwach, sie selbst war ja so besorgt, immer hinter ihm bei'm Bett zu stehen!

Einmal fieng er an, sich mit seinem Freunde zu unterhalten. Er sprach von dem Gesicht, das er im Fieber gehabt, von der schönen Jugendzeit, in welche er sich dadurch versezt gefühlt hatte. Er erzählte von Deborah, von ihrer Unschuld, von dem Unglük, das sie in Z. betroffen. Der Obrist lachte. August rief, mit so heftigem Unwillen, daß ihn sein Freund durch Händedruk und Gebehrden zu besänftigen suchte: Nein, Danner! Sie war unschuldig, unschuldig wie ein Engel, aber meine jugendliche Unvorsichtigkeit gab den boshaften Schildbürgern den Anlaß, sie zu verfolgen, zu unterdrüken — ach, ich Pinsel, ich war ja vor Schreken zusammengefahren, als hätte ich ein Verbrechen begangen, über den einzigen Kuß, den ich — nicht einmal von ihr erhielt!

Deborah hatte ein Tischchen mit Gläsern, Arzneien und dergleichen, abzuräumen; in der peinlichsten Verlegenheit warf sie um, zerbrach, und wollte, außer Stand es länger auszuhalten, hinaus eilen, als der Obrist erschroken sie zu Hülfe rief. Die ungewöhnliche Anstrengung des Redens hatte den Kranken so angegriffen, daß er ohnmächtig geworden war. Man brachte ihn wieder zu sich; der Obrist verbot ihm mit freundschaftlichem Ernst, wieder von seinen Jugend-

abentheuern und seinen Fieberträumen zu erzählen.

Geschäfte riefen nun den Obristen auf einige Zeit ab; er kündigte seinem Freunde den Besuch seiner Gemahlin an, die ungeduldig sei, ihn kennen zu lernen. Sie kam würklich noch am nämlichen Tage; Deborah mußte sie an das Bett führen. Nach den ersten Begrüßungen erhielt Deborah, zu ihrem großen Schreken, von Schön, eich den Befehl, einen Vorhang, ein Fenster zu öfnen. Wie sie gehorcht hatte, wollte sie sich in den dunkeln Theil des Zimmers zurükziehen; aber die Obristin rief sie zu sich, und fragte den Kranken, ob er es ihr nicht Dank wüßte, ihm eine so gute Pflege verschaft zu haben. In der Beleuchtung, in welcher sie jezt stand, sah er sie zum erstenmal; er wollte sprechen: indem er aber seinen Blik auf sie heftete, fuhr er zusammen, und sah mit einem fragenden, irren Ausdruk bald auf die Obristin, bald auf Deborah, die dem gefürchteten Augenblik entgegenzitterte —

Er wird ohnmächtig! rief Frau von Danner, und unterstüzte seinen sinkenden Kopf. Schluchzend, kaum fähig sich aufrecht zu erhalten, reichte ihm Deborah Hirschhorngeist. Er rafte sich auf, ergrif ihre Hand, die er lebhaft an sich zog — So sind Sie es doch! Sie sind Deborah — Es war kein Traum, keine Fantasie — es war nicht der Nachhall eines Fiebertraums, was ich bei

den leisen Tönen dieser Stimme, bei dem schattenartigen Vorüberschweben dieser Gestalt empfand —

Sie beugte sich still weinend über seine Hände, und bat ihn, ruhig zu seyn, sich zu schonen — sie freue sich, sagte sie mit kaum hörbarer, gebrochener Stimme, seiner Genesung; sie freue sich der Güte, mit welcher er ihrer gedenke —

Aber der erstaunten Obristin mußte der sonderbare Auftritt erklärt werden. Deborah that es, so gut sie konnte: sie hatte den Herrn von Schöneich in Z. gekannt, sie hatte damals für seine Mutter gearbeitet, er hatte ihren armen Eltern Wohlthaten erzeigt. Frau von Danner hörte diese etwas mangelhaften Erläuterungen mit einem unmerklichen Lächeln an, aber ohne sich eine einzige Anmerkung zu erlauben, und als sie sich entfernte, zeigte ihre verdoppelte Herzlichkeit gegen Deborah, welches reine Interesse ihre schöne Seele an dem Auftritt genommen hatte.

Wie klopfte Deborahs Herz, als sie sich jezt allein mit August sah! Er bat sie, an sein Bett zu kommen: er fühle, sagte er matt, daß er nicht sprechen dürfe; sie möchte ihm ihr Schiksal seit seiner Abreise nach W. erzählen. Sie fürchtete, ihn zu sehr zu rühren; sie scheute sich aber, ihm zu verrathen, daß sie eine so lebhafte Theilnahme bei ihm voraussezte — nach einigem

Zögern sagte sie bescheiden: Sie müssen jezt ruhen, gnädiger Herr — ich habe wenig zu erzählen; es gieng mir eine Zeit lang schlimm, jezt geht es mir gut: ich arbeite, ich habe Frieden und Brod —

Frieden und Brod! O Deborah, so viel habe ich nicht! Ich habe keinen Frieden — wahrlich, ich hatte keinen, seit ich in jenem Wäldchen von Ihnen Abschied nahm — Ich soll ja nicht reden, erzählen Sie mir also — erzählen Sie mir, wohin Sie irrten, nachdem die elenden Menschen Sie aus ihrem elenden Städtchen verwiesen hatten —

Herzzerreissend waren für Deborahs kindliches Gemüth seine Worte: ich habe keinen Frieden — Und sie verstand den Frieden, der höher ist als alle Vernunft; sie hatte keinen Begrif von der leeren Unruhe, der Uebersättigung, die Schöneich unter diesen Worten verstand! Als er jezt ihr trauriges, schimpfliches Schiksal erwähnte, schluchzte sie laut: Sie haben davon gewußt? — O das war schreklich! — Aber Gott züchtigte mich, weil er mich liebte, und die Trübsal ist mir zur Freude geworden —

Der Kranke blikte sie lächelnd an; er faßte ihre beiden Hände: Noch die Alte, Deborah? Würklich möchte es Ihnen jezt leichter werden, mich zu bekehren —

Sie zog erröthend ihre Hände zurük; in dem Augenblik gieng die Thüre leise auf — es war Hannah, die furchtsam den Kopf durch die Thüre stekend, rief: Mama, Mama! — Sie war schon eher ein paarmal im Zimmer gewesen, aber als Schöneich noch zu krank war, um sie zu bemerken — Dieses Kind? sagte er mit lebhaft fragendem Blik — rufen Sie es herein, Deborah — ist es.....?

Mit einiger Eile erwiederte sie: Es ist das arme, verlassene Geschöpf, das die Vorsehung in meine Arme gab — ich habe keine Kinder —

Und Ihr Mann? — Man nannte Sie, dünkt mich.....

Ich bin Wittwe, seit zwei Jahren —

Schöneich schwieg. Nach einigen Augenbliken, während deren er Worte zu einer neuen Frage zu suchen schien, sagte er: Liebten Sie Ihren Mann?

Deborah gab der Kleinen einen Auftrag, um sie zu entfernen. Die Frage hatte ihr zartes Gewissen getroffen; denn erst seit wenigen Tagen wußte sie, wie wenig sie ihren guten Mann geliebt hatte. Als sie nicht antwortete, wiederholte Schöneich: Deborah, liebten Sie Ihren Mann?

Ich verdankte ihm mein Glük, er war ein braver, treuer Mann — er war immer zufrieden mit mir —

Das glaube ich, Deborah, das glaube ich —

Wollen Sie das Gespräch heute nicht lieber lassen, gnädiger Herr? Sie sollen ja nicht reden —

Nun wohl — Aber morgen, nicht wahr, liebe Deborah, morgen sagen Sie mir mehr? — In der That, es ist mir, als sei ich wieder zurükgeschritten um die eilf Jahre — Lassen Sie uns Freunde seyn! Sie haben sich ja über meine Genesung gefreut, und es hätte mir nichts Wohlthätigeres begegnen können, als dieser Vorfall —

Morgen kam, und viele Morgen folgten, und die gute, unerfahrne Deborah wurde nicht gewahr, in welches Labirinth sie sich verwikelte. Sie erzählte ihm, und alles was sie erzählte, mußte sie interessanter und achtungswürdiger erscheinen machen. Er erzählte ihr — sie mußte oft zittern für das Leben, für die Seele des Mannes, den sie liebte, und den sie nicht fürchtete, weil er nie von Liebe sprach, weil sie nicht bedachte, daß es nicht der nämliche Mann mehr war, der vor eilf Jahren neben dem Sterbebett ihrer Mutter kniete.

Der Eindrüke, die damals auf ihn gewürkt hatten, wäre ein natürlich schlechtes Gemüth nicht empfänglich gewesen; aber er hatte sich ihnen mit dem Leichtsinn überlassen, der in schwachen Charakteren, so gut wie in bösen, Selbstsucht werden kann, und sie verschwanden schnell genug

im Wirbel der Geschäfte und der Zerstreuungen einer großen Stadt. Anfangs mochte ihn wohl bei den glänzenden Modeschönheiten, oder bei den knapp geschnürten Grisetten, eine Sehnsucht anwandeln nach Deborahs hoher, reiner Stirne, nach ihrem frommen, liebevollen Blik. Was aber der Umgang mit der Welt nicht sogleich bei ihm abrieb, das vertilgte dann vollends der Ehrgeiz. Er knüpfte in W. bedeutende Konnexionen an, die den Reichthum und den Kredit seines Hauses schnell vermehrten, und eine Heirath mit der einzigen Tochter eines der ersten dortigen Handelshäuser sollte ihm eine noch glänzendere Bahn öfnen. Die junge Dame, die man ihm vorschlug, hatte ihn durch alle Vortheile, welche Pracht, Mode, Koketterie, einem artigen Mädchen verschaffen können, geblendet. Sie gehörte zu den weiblichen Geschöpfen, denen man nie Betrug Schuld geben kann, weil alle ihre Künste nur Augen und Sinne, nie aber das Herz zu bestriken trachten. Ruft also einst ein Gatte Wehe über ein solches Weib, so kann sie, ohne ihre glänzende Larve durch den trüben Schleier der Reue und der Theilnahme zu verdunkeln, ein kaltes: tu l'as voulu, hinwerfen, und sich ungestört ihren leeren Freuden überlassen. August vergaß, die Möglichkeit eines solchen Augenbliks zu berechnen. Ein vornehmes Haus, ein gekaufter Adelsbrief, ein neuer Name: das alles ver-

dankte er seiner Frau, und er führte sie im Triumf zu seiner Familie nach S. Auch nach Z. kam er auf dieser Reise; seine Mutter war zwar nicht mehr dort, aber ein Bruder, der vor ein Paar Jahren geheirathet hatte.

Er fand Geschäfte in Z., die sich nicht so schnell abthun ließen. Für seine Frau war der Abstand zwischen dem kleinen Z., und dem rauschenden W., zum Umkommen vor Langeweile, und die Langeweile machte sie nicht liebenswürdig. Ihm bot sich hier auch ein Kontrast dar, der nichts Erfreuliches für ihn hatte: sein Bruder hatte eine sehr glükliche Wahl getroffen, seine Schwägerin war ein gebildetes und gutes Weib, ihr Haus eine kleine Welt von stillem Familienglük und einfachen gesellschaftlichen Freuden. Dem armen August erschien jezt seine Ehe in dem Lichte, wie etwa ein Theater, wenn die künstliche Erleuchtung plözlich verschwände, und das helle Sonnenlicht auf die Dekorationen fiele.

Es war ihm anfangs nur unbehaglich zu Muthe, aber in der Unbehaglichkeit brütete er so lange, bis er sich unglüklich fühlte. Ein Umstand kam hinzu, der seine unangenehmen Empfindungen vermehrte. Wen die Welt hingerissen hat, den befällt leicht eine besondere Sehnsucht, das Andenken früherer, besserer Gefühle wieder in sich zu erweken, und sich gleichsam damit zu entsöhnen. August hatte seinen Bruder

nach Deborah Stein gefragt; dieser war damals noch nicht in Z. gewesen, und wußte nichts von ihr. Alles Gesinde im Hause war neu, niemand hatte Deborah Stein gekannt. Sobald er einen freien Augenblik hatte, gieng er selbst in die Gasse, wo sie gewohnt hatte — aber Peter Steins Häuschen, und das Haus der alten Nachbarin, die ihre Magd zur Todtenwache geschikt hatte, waren niedergerissen: ein neues stand an der Stelle dieser beiden. Nach sechs Jahren alles verschwunden, bis auf den Schauplaz seiner Liebschaft! — Unwillkührlich gerührt wandelte er, über den Kirchhof, dem Thore zu, das zu dem Wäldchen führte, wo er Deborah zum lezztenmal gesehen hatte. Er hörte sich freundlich bei seinem Namen grüßen. Es war der Todtengräber, der hier eben seinem Amte oblag — der nämliche, welcher in jener Nacht bei des alten Steins Leiche gewacht hatte.

August blieb bei dem alten Manne stehen, der ihn von seinem ehemaligen Aufenthalt her erkannt hatte, und mit launig gutherzigem Wesen ein Gespräch mit ihm anknüpfte. Es fiel ihm bald ein, diesen Menschen nach Peter Stein zu fragen. — Der! — der schläft schon lange! da — er stieß mit der Schaufel einen Todtenknochen fort — das mag ihm vielleicht gehört haben, denn hier habe ich ihn eingescharrt, es können wohl bald sechs Jahre seyn. Der Kirchhof ist

so klein! Man kann den armen Teufeln keine Ruhe im Tod lassen — Aber wahr ist's, der Kirchhof ist der wahre Stall, wo der geduldigen Schaafe viele hineingehen!

August war bei den Worten des Mannes, und der Bewegung die er machte, unwillkührlich zurükgeschaudert — Und was ist aus der Tochter geworden? fragte er jezt mit erzwungner Kälte.

Das wissen Sie nicht? — Des Alten Ton und Blik hatten etwas Misbilligendes, das aber August nicht verstand.

Ich war seit sechs Jahren nicht hier, antwortete er.

Nun — sie ist mit ihrem Kinde des Landes verwiesen. Die arme Dirne! Es war hart — Ich glaube nicht, daß sie es lange überlebt hat —

Er schaufelte eine Weile ernsthaft fort, ohne sich nach August umzusehen, der höchst betroffen da stand. Endlich rief dieser: Saat an, Alter! Was ist das mit dem Mädchen? Was ist geschehen? Sie war ja fromm und unschuldig wie ein Engel —

War sie? — Nun, Herr. . . . . Er stieß die Schaufel in das halb fertige Grab, schob seine Pelzmüze von der Stirne, schlug beide Arme unter, und erzählte die ganze Geschichte jener Nacht, und was darauf gefolgt war, bis zu

Deborahs Verweisung. Von dem Verdacht, der auf August gefallen war, schwieg er; doch fühlte dieser, was ihr Umgang mit ihm, so unschuldig er auch gewesen, zu der schreklichen Wendung ihres Schiksals beigetragen haben mochte. Daß sie unverdient gelitten hätte, fiel ihm keinen Augenblik ein zu bezweifeln. Voll Entsezens rief er: Und ich sollte der Vater dieses Kindes seyn? Nicht wahr? — Ich sollte Deborah verführt haben?

Seine Augen blizten, sein Gesicht glühte. Der Alte glaubte ihn erzürnt zu haben, was ihn aber wenig anfocht: in diesem Handwerk kann man wohl gleichgültig werden gegen alle Szenen der Lebenskomödie, deren immer gleiche Entwikelung man täglich vor Augen hat — Nun! sprach er ruhig, wenn etwas daran gewesen wäre, so könnten Sie sich heute nicht so wundern, daß sie deswegen um Ehre und Glük gekommen ist!

Eifrig bemühte sich jezt August, Spuren von der unglüklichen Deborah zu entdeken. Alles war umsonst; aber desto mehr Zeugnisse für ihre Tugend kamen ihm dafür zu Ohren, denn die kleinlichen Leidenschaften, deren Opfer sie geworden war, hatten der Ueberzeugung, daß man ihr Unrecht gethan, Plaz gemacht: sie stand niemanden mehr im Weg, und da wußte man nur Gutes von ihr. Dem armen August war übrigens

damit so wenig geholfen wie ihr; es trug nur dazu bei, ihm eine sentimentalische Stimmung zu geben, in welcher er endlich gar den Versuch machte, sich an seine Frau zu attachiren, und in seine ehelichen Verhältnisse Empfindung zu bringen. Der stümperhafte Einfall wurde eben so stümperhaft ausgeführt. Als Ehemann meinte er, da wo er warb, im Grunde wohl auch fordern zu dürfen; Frau von Schöneich aber nahm von seinem Werben wenig Notiz, und seine Forderungen kamen ihr lächerlich und tyrannisch vor.

Vor ihrer Reise war ihr Verhältniß nur gleichgültig gewesen; nach ihrer Rükkehr nach W. wurde es höchst widrig. Schöneichs Ansprüche auf häusliches Glük wurden mit Geringschäzung zurükgewiesen, er rächte sich durch bittere Misbilligung des geräuschvollen Wandels seiner Frau, und gerieth auf Ausschweifungen, um sich zu zerstreuen. Seine unordentliche Lebensart grif seine Gesundheit an, während seine Frau sich dadurch aller Pflichten gegen seine Ehre enthoben glaubte. Er faßte endlich den Entschluß, sich für's erste von ihr zu trennen, und sodann zu einer förmlichen Scheidung zu schreiten. Damals war es, daß er sich zu seinem Freunde, dem Obristen von Danner begeben wollte; bevor er aber seine Reise antreten konnte, drang ihm ein unglükliches Ohngefähr die Anerkennung seiner

Würde als Ehemann noch einmal auf: er mußte sich mit seinem Beleidiger schlagen, ließ ihn in seinem Blute auf dem Kampfplaz liegen, und kam als Flüchtling im hizigen Fieber zu H. an.

Seinem weichlichen Gemüth, das die Tugend blos wie eine angenehme Empfindung, die Reue wie eine Würze des Ueberdrusses zu behandeln gewöhnt war, konnte nichts Erfreulicheres begegnen, als die unvermuthete Zusammenkunft mit Deborah. Schon in der ersten, gefährlichsten Epoche seiner Krankheit war aus W. die Nachricht eingetroffen, daß sein Gegner nicht todt sei, daß die Familie desselben, von seinem Unrecht überzeugt, selbst auf nichts anders bedacht sei, als das Duell geheim zu halten. Er hatte also keine Ursache, sich zu verbergen; aber troz aller Spöttereien seiner Freunde schlug er hartnäkig aus, Bekanntschaften zu machen. Der Obrist, dem seine Gemahlin die Wiedererkennungsszene zwischen Schöneich und Deborah erzählt hatte, zweifelte keinen Augenblik, daß die schöne Schreinerswittwe seinem Freunde den Geschmak an einem solchen Idyllenleben beigebracht hätte. Er zog ihn damit auf; Schöneich erwiederte lachend: wenn es sich allenfalls so verhielte, so wäre es wenigstens bis jezt würklich ein Idyllenleben, und leider! eine Szene aus der Unschuldswelt; er bäte ihn aber als Freund, sie nicht durch unzeitigen Spott zu stören.

Der Obrist ließ Schöneich gewähren, und kam, da ihm das Tete-a-tete mit seiner Haushälterin so angenehm zu seyn schien, seltener zu ihm hinaus. Frau von Danner war auch nicht berufen, sich in dieses Verhältniß zu mischen; sie empfand aber eine Art von Kummer, daß ihre liebe, sittsame Frau Ehrhard ihren guten Ruf und ihre bewährte Klugheit so schnell in die Schanze schlagen konnte. So genoß dann Schöneich seine Wiedergenesung auf das Angenehmste in der Gesellschaft der liebenden furchtsamen Deborah. Es war selten seine Sache, mit seiner Vernunft zu Rathe zu gehen über seine Empfindungen; dagegen war er sehr geneigt, sich alles negativ Gute zum Verdienst anzurechnen, und er nahm die ruhige Stimmung, in welche seine körperliche Schwäche, seine einfache Lebensart, die bescheidne Stille der wiedergefundenen Freundin, ihn einwiegten, für eine vollständige Gemüthsveränderung. Er schmeichelte sich, nun endlich die Lage gefunden zu haben, die seinen Bedürfnissen am angemessensten seyn würde; er nahm sich vor, nach Beendigung seines Scheidungsprozesses seine Geschäfte aufzugeben, und seine Tage auf dem Lande zuzubringen — Mit Deborah? — Darüber ließ er es bei sich selbst nicht eigentlich zur Sprache kommen, um die Behaglichkeit seiner Empfindungen nicht zu stören — und so handelte Schöneich, ohngefähr in

den nämlichen Verhältnissen, in denen sich August vor eilf Jahren mit Deborah befunden hatte, ziemlich auf die nämliche Weise, ohngeachtet Schöneich die Kenntniß der Schiksale, die ihr damals aus Augusts Unvorsichtigkeit erwachsen waren, voraus hatte.

Deborah hatte ihr acht und zwanzigstes Jahr zurükgelegt, und ihre Empfindungen waren die der ersten Liebe. Alle äusseren Umstände machten diese Empfindungen zur Thorheit, und ihre persönlichen Verhältnisse machten ihr zur Pflicht, was die innigste Zärtlichkeit ihr eingab. August war krank, und sie seine Wärterin; er war ihr Herr, und was er wünschte, Befehl für sie. Von ihrer Hand empfieng er jede Speise, jede Arznei; sie brachte ihm jeden Morgen frische Blumen, sein Zimmer zu schmüken; ihr dankte er es, wenn sein Lager ihm Ruhe gewährte; auf sie stüzte er sich, um einen Gang durch den Garten zu gehen; er pries mit wehmüthiger Freude ihre Sorgfalt, indem er die Sonne, die Natur wiedersah.

Als er anfieng, etwas mehr Kräfte zu bekommen, versuchte sie es, sich des Morgens einige Stunden aus seinem Zimmer entfernt zu halten. Nach ein Paar Tagen sagte er freundlich zu ihr: Sie vergessen Ihren Kranken, Frau Ehrhard; Ihre Gesellschaft thut ihm jezt ungleich mehr Noth als alle Arznei —

Sie stand beschämt, und sah um zehn Jahre jünger aus — Gnädiger Herr, sagte sie, die Wirthschaft.... mein Kind.....

Die Wirthschaft, Deborah? Sie sollen nur Befehle ertheilen, und das fordert wenig Zeit. Hannah aber — Hannah ist heute mein Gast — Thomas, ruf Er die Kleine; sie speist mit uns — Und ich hoffe von der Güte meiner Jugendfreundin, daß sie Hannah erlauben wird, zuweilen auf meinem Zimmer zu arbeiten.

Sollte sie nun dem Herrn gehorchen, oder den Geliebten einen Blik in ihr Herz werfen lassen, für welches diese Lage so gefährlich war? — Sie sezte sich schweigend mit ihrem Näbzeug an ein Fenster. Schöneich spielte eine Weile mit Hannah; er ließ sie lesen, und bewunderte die Richtigkeit ihrer Aussprache, die Deutlichkeit ihres Vortrags. Wer lehrte Dich lesen? fragte er.

Die Mutter; ich lese ihr oft vor —

Und was lieset Du ihr vor?

Robinson, und andre Bücher von Leuten die in fremden Ländern waren, und auch Geschichten, wie sie sich vor vielen Jahren zutrugen in Rom und bei'm Alexander — und dann auch die heilige Schrift, was ich davon verstehen kann, sagt die Mutter —

Es entstand eine Pause, die Hannah benuzte, um zur Thüre hinaus zu springen. Schöneich

war einige Augenblike nachsinnend im Zimmer umher gegangen; er sezte sich ermüdet neben Deborah — Was machen wir aber einst, fragte er, aus dem lieben armen Dinge?

Ich habe gethan was ich konnte, gnädiger Herr, für ihre Erziehung; ich hoffe nichts versäumt zu haben, was in meinen Kräften stand — seit zwei Jahren war sie immer allein mit mir, sie las gern —

Sie misverstehen mich — ich tadle Sie nicht, ich bewundre Sie — Wenn aber Hannah einst heirathet, — wird sie mit einer solchen Bildung für einen Bürgersmann gemacht seyn?

Warum müßte sie heirathen? Ich erlaubte mir, sie etwas mehr zu bilden, als sie es in ihrem Stande nöthig hat, damit sie nicht zu heirathen brauchte —

Deborah hatte auf der Zunge: damit sie keinen Handwerksmann zu heirathen brauchte — aber sie fühlte, daß der Augenblik etwas Verfängliches hatte, und unterbrach sich selbst, in einiger Verwirrung. Schöneich hatte ein ähnliches Gefühl, und schwieg.

Ein andermal machte er einen Versuch, für sich zu lesen. Es schien ihn anzugreifen: er legte das Buch mehrmals hin, fuhr sich mit der Hand über die Augen — endlich fragte er bittend: möchten Sie mir nicht lieber vorlesen?

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Er hatte dabei die geheime Absicht, zu beobachten, wie weit sie in ihrer Bildung vorgerükt wäre. Sie las, ohne Kunst, deutlich, mit ihrer natürlichen, angenehmen Stimme. Es war eine gutgeschriebene Reise durch die Schweiz. Der Gegenstand fieng bald an, sie zu interessiren; Schöneich, der es bemerkte, und selbst in dem Lande gewesen war, unterbrach das Lesen, und sprach ausführlicher von mehreren Dingen, die in dem Buche vorkamen. Deborah horchte mit dem ganz neuen Gefühl lehrbegieriger Liebe.

Es war nicht das lezremal, daß sie ihm vorlas; er fand eine nie gekannte Freude darinn, ihr zu erzählen, sie zu unterrichten, denn bald gewann sie Muth, Manches zu fragen. Mit der Zeit fühlte er sich immer stärker; nun fieng er an, ihr vorzulesen: sie arbeitete, Hannah saß an ihrer Seite mit dem Strikzeug. Mehrere Wochen verflossen auf diese Weise, in stiller Seligkeit, und wenn Deborah zuweilen sich erinnerte, daß diese Seligkeit — doch wohl nicht Sitte sei — denn Aergeres dachte sich ihr unschuldiges Herz dabei nicht — so waren diese Augenblike kaum Störungen.

Dem Obristen war sie bisher, wenn er kam, meistens ausgewichen, und es hatte keine Gelegenheit gegeben, wo er die Art von diskreter Schonung aus den Augen gesezt hätte, die ein Freund wohl gegen den andern beobachtet, wenn

dieser bei einem galanten Abentheuer ein gewisses Inkognito beibehalten will. Eines Tages saß Schöneich, das Buch in der Hand, bei der guten Deborah und der kleinen Hannah, als unversehens der Obrist hereintrat. Indem er mit Briefen, die er in der Hand hielt, eilig auf Schöneich zugieng, fiel ihm plötzlich die häusliche Gruppe in's Auge, und er rief, laut auflachend: Bravo, August! Es scheint, Du sorgst dafür, Dir die Zeit nach Deiner Scheidungsakte nicht lang werden zu lassen — da bringe ich sie!

Schöneich ergrif mit froher Hast die Briefe, des Obristen Worte hatte er kaum gehört. Aber Deborah, die bei seinem Eintritt hoch erröthend aufgestanden war, wurde todtenbleich, und hatte kaum die Kraft, Hannah bei der Hand zu fassen, und aus dem Zimmer zu wanken.

Schöneich las, überließ sich einer ausschweifenden Freude über seine Entfesselung, redete allerlei, was auf die Beendigung dieses für ihn so wichtigen Geschäfts Bezug hatte, mit seinem Freunde ab, hatte, nachdem dieser sich entfernt, verschiedenes zu schreiben, und vermißte Deborah erst spät Abends. Er fragte nach ihr: sie war, wie er mit einigem Erstaunen hörte, seit mehreren Stunden abwesend. Er ließ Hannah kommen, die mit verweinten Augen erschien — Wo ist Deine Mutter, Hannah? fragte er — was fehlt Dir?

Ach sie hat so viel geweint, so viel gebetet! Auf ihren Knien hat sie gebetet, und sie ließ mich neben ihr knien — Es könne nichts helfen, sagte sie dann, Gott werde es machen wie es am besten sei — Und dann ist sie ausgegangen —

Deborah hatte geweint und gebetet. Ein schrekliches Licht war ihr durch des Obristen Worte aufgegangen. Ihre Unschuld konnten die Menschen nicht beurtheilen. Ihre Unwissenheit — ach, sie warf sich vor, daß diese Unwissenheit nur erkünstelt gewesen wäre — verbarg ihr nicht mehr das laute, unnachläßlich strenge Gebot der Pflicht — der Pflicht, Schöneich zu verlassen, jezt ihn zu verlassen, da es ihr tausendmal schwerer wurde, da tausend Bande mehr sie an ihn fesselten, da ihrem verblendeten Geist die Möglichkeit, immerfort so um ihn zu leben, vorzuschweben angefangen hatte. Schmerzlich kämpften Schaam und Liebe, ehe sie den schiklichsten Weg fand, den Entschluß auszuführen, zu welchem Gewissen und Ehre sie zwangen. Frau von Danner hatte sie in Dienst genommen; bei ihr wollte sie ihre Entlassung nehmen: auf diese Weise hofte sie, plözlich genug abzubrechen, um durch keine Nachfrage von Seiten Augusts, durch keine Untersuchung ihrer Gründe, aufgehalten zu werden.

Sie fand die Obristin allein. Diese Dame hatte mehrmals von dem Fuße gehört, auf welchem

Schöneich mit Deborah lebte, und die Umstände, die sie hörte, hatten ihr Interesse für dieses Weib, zwar verändert, aber nicht eben vermindert. Sie war daran gewöhnt, sich die schöne Wittwe in dem Verhältniß, das sie voraussezen mußte, zu denken; ihrem Manne gab sie zu, daß eine solche Verbindung für Schöneichs Gesundheit und Gemüthsstimmung sehr wohlthätig wäre — inwiefern Deborah dabei Opfer seyn, oder noch werden möchte: das waren Zweifel, die einem zarten weiblichen Gemüth bei dieser Gelegenheit wohl aufstoßen konnten, in deren Erörterung es aber nicht unberufen einzudringen wagte.

Deborahs Erklärung, ihren Herrn verlassen und ihre Näherei wieder vornehmen zu wollen, war ihr äusserst befremdend. Sie fragte, etwas troken: Hat Sie denn Ursache, mit Herrn von Schöneich unzufrieden zu seyn?

Ich habe keine — antwortete die furchtsame Deborah.

Warum verläßt Sie aber eine Lage, die weit bequemer, weit vortheilhafter ist, als Ihre vorige?

Gnädige Frau, diese macht mich unabhängiger — sie ist sicherer —

Sicherer, Frau Ehrhard? . . . . . Herr von Schöneich ist ein Mann von Ehre, er würde für Sie sorgen —

Deborah verstand die Meinung der Obristin. Von Schmerz überwältigt, verbarg sie ihr Gesicht in ihr Tuch. Frau von Danner schwieg einen Augenblik, erstaunt und unentschlossen. Nun folgte sie der plözlichen Regung ihres weichen, schönen Herzens, und nahte sich freundlich der Weinenden — Frau Ehrhard, sagte sie — Sie liebt!

Deborah schluchzte: O mein guter Ruf! meiner Hannah Erbtheil!

Armes Weib! — Ich dachte, Sie hätte das berechnet.....

Also ist es zu spät! rief Deborah mit dem schmerzlichsten Tone.

Aber liebe Frau — konnte Sie denn denken.....?

Ach ich dachte ja nichts — ich war unschuldig, und dachte nichts —

Gutes Kind! — Schöneich muß eine solche Liebe zu schäzen wissen — er wird sich nicht von Ihr trennen —

Doch, er wird! Ich gehe nicht wieder zu ihm — ich hole meine Hannah, und verberge mich in meinem Kämmerlein, vor ihm — vor der ganzen Welt!

Fassen Sie sich! — da Sie unschuldig sind, so können Sie ja desto ruhiger überlegen — Sie sind fromm: können Sie sich nicht entschließen, auf die Gefahr hin, daß die Welt falsch urtheile,

zum Glük jenes Mannes beizutragen, die Sorgfalt für ihn als eine nun einmal übernommene Pflicht zu betrachten.....?

Nein, nein, gnädige Frau! Für diese verwikelte Tugend ist mein Herz nicht gemacht. Ich kann entsagen..... Sie unterbrach sich, beschämt über das Geständniß, das ihr in diesen Worten entfuhr — aber, fuhr sie bald mit edelm Stolze fort, aber ich kann mich mit meinem Gewissen nicht abfinden; dieses heißt mich Gefahr meiden, wo nur freiwilliger Selbstbetrug mich bereden könnte, daß ich Pflichten zu erfüllen hätte.

Die Obristin konnte ihr nicht Unrecht geben; doch machte sie ihr begreiflich, daß sie langsamer zu Werke gehen müßte, um Aufsehen zu vermeiden. Sie stellte ihr vor, daß Schöneichs Geschäfte ihn ohnehin bald zu einer Reise nach W. nöthigen würden; vielleicht würde alsdann die Trennung dieses Verhältnisses von selbst erfolgen — Die Aussicht war der liebenden Seele von mehr als einer Seite schmerzlich: es hätte ihr weniger gekostet, sich jezt freiwillig loszureissen, als ihren Abschied zu erwarten; aber sie ergab sich mit frommer Demuth in die Gründe der Obristin.

Kaum war sie von diesem Gange zurük, als man ihr schon im Garten mit der Nachricht entgegenkam, der gnädige Herr erwarte sie mit Unge-

duld. Sie ahnete keine besondere Ursache, und trat in Schöneichs Zimmer.

Deborah! sagte er, ihr lebhaft entgegen eilend, und führte sie gegen das Licht, um ihr scharf in das Gesicht zu bliken — Was hat Ihnen gefehlt? Was erzählte Hannah? — Erhielt ich durch alle Wohlthaten, die ich von Ihnen genoß, nicht das Recht, Vertrauter Ihres Kummers zu seyn?

Diese Wendung überraschte das arme Weib. Sie wich verlegen und ängstlich aus; sie gestand endlich, daß sie Geschäfte bei der Frau von Danner gehabt hätte. Nun reimte er Mehreres zusammen, und fieng an, zu vermuthen, daß sie über ihr Verhältniß mit ihm unruhig geworden wäre. Ihn hatte schon vorher die Aussicht, daß seine Scheidungssache eine Reise nach W. nothwendig machen würde, darauf gebracht, gewissermaaßen zu überlegen, wie er wohl Deborah fester an sich binden möchte. Jezt trat es auf einmal vor ihn, daß eben das Verhältniß, wegen dessen man ihn in Verdacht hatte, doch auch in der That das natürlichste seyn würde — ja, daß das Gegentheil so lächerlich wie unglaublich wäre. Die reizende Schamröthe auf Deborahs Wangen erwekte Gefühle in ihm, die ein stiller Zauber bisher schlafend erhalten hatte. Er faßte ihre beiden Hände, und sah ihr, mit einem Blik der ihre Fassung vollends niederschlug, in die furcht-

sam emporgerichteten Augen — Was haben Sie vor, Deborah? fragte er heftig.

Gnädiger Herr, Ihre nahe Abreise ..... meine kleine Wirthschaft ..... meine Hannah, die meiner Sorgfalt. ....

Deborah, lassen Sie mich alles theilen, was Sie angeht; theilen Sie jedes Interesse mir mir, lassen Sie mich von Ihnen mein Glük empfangen —

Ohne ihm ihre Hände zu entziehen, trat sie zurük, erschroken, betäubt von dem Doppelsinn, der in seinen Worten liegen konnte. Sein erwartender, bittender Blik forderte eine Antwort. Ohne sich selbst zu verstehen, im Gefühl der Liebe, der Schaam, im drükenden Gefühl ihrer Dienstbarkeit, die diese Zweideutigkeit hervorbrachte, sagte sie: Sie bedürfen meine Dienste nicht weiter. ....

Aber Deiner Liebe, Deborah! rief er, und schloß sie in die Arme — Sieh, die Welt ist mir zur Last, sie misbrauchte mich, und ich — misbrauchte sie, weil keine Deborah mich lehrte, was wahrer, reiner Genuß sei! Jezt habe ich es gelernt — Deborah! Soll ich es nur darum gelernt haben, um es von neuem schmerzlicher zu entbehren?

Bei diesen Worten drükte er sie fester an sich. Sie widerstand sanft, sie weinte — sie sank, kaum athmend, an seine Brust.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Das achtzehnjährige Mädchen hatte sich aus Augusts Armen gerissen: vor ihr lag eine goldene Zukunft der Jugend und Liebe, die des Opfers eines beseligenden Augenbliks wohl werth war. Was Deborah „von der Minute ausschlug,“ hatte eine lange Vergangenheit ihr versagt, und es lachte keine goldene Zukunft ihr damit entgegen.

Aber es war mehr ihr Herz, das glühte, als ihre Sinne. Sie riß sich entschlossen von Schöneich los; sie heftete einen unaussprechlich schmerzvollen Blik auf ihn, dann hob sie die Augen, und die fest gefalteten Hände, zum Himmel, und eilte hinaus.

An ihrer Liebe konnte Schöneich nicht zweifeln, ihr Herz verstand er nur halb: er glaubte, daß sie, wenn auch nicht heute, doch morgen in ein Verhältniß willigen würde, dessen Schein sie sich so lange hatte gefallen lassen, und ihr Widerstand war ihm nur ein Genuß mehr, den er sich nicht durch unzeitige Heftigkeit, die das furchtsame Geschöpf schreken könnte, verderben wollte. Als er nach einer Stunde sich nach ihr erkundigte, und man ihm antwortete, sie hätte sich niedergelegt, sie wäre nicht wohl, ließ er es gut seyn. Auf den folgenden Morgen nahm er sich vor, ihr einen Plan vorzulegen, der seine Wünsche und ihre künftige Versorgung sicher stellte.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Deborah brachte eine traurige Nacht zu. Jener selig schrekliche Augenblik hatte sie nichts gelehrt, was sie nicht früher schon wissen konnte; aber laut und deutlich hatte er das Schlimmste ausgesprochen, wovor ihr frommes Gemüth je zurükgeschaudert war. Was sie fürchtete, lag nicht mehr in ihrem Herzen verschlossen: sie mußte fliehen, eilends fliehen, und ihrer Tugend selbst ihren Ruf opfern. Ehe der Tag anbrach, hatte sie mit Hannah ihre kleine Wohnung in der Stadt wieder bezogen, und nach wenigen Stunden sich mit ihr auf den Weg nach der Herrnmühle gemacht: dort, bei der alten, treuen Freundin, wollte sie die Zeit abwarten, wo Schöneich nach W. abgereist seyn würde.

Schöneichs Bedienter übergab ihm bei seinem Erwachen ein Heft, welches Deborahs Wirthschaftsrechnung enthielt, ein Kästchen mit dem Wirthschaftsgelde, und dem Heft angebogen fand er einen Zettel mit den Worten:

„Ihre nahe Abreise erlaubt mir, einige Tage früher meinen Abschied zu erbitten. Deborah Ehrhard.“

Sie hatte gesagt, daß sie zu einer Freundin müßte, und sich mit dem gnädigen Herrn abgefunden hätte; ihre Sachen waren bereits geholt worden. Schöneich suchte seine Bestürzung vor dem Bedienten zu verbergen. Er hatte keine Lust, wie ein verzweifelnder Romanenheld seine

schöne Entflohene zu verfolgen; für ihren, ihm unentbehrlich gewordenen Umgang konnte und wollte er ihr jeden Vortheil anbieten, den eine Verbindung dieser Art nur gewähren mag, und er rechnete sicher darauf, noch Maasregeln zu finden, um sie zu einer überlegten Annahme seiner Vorschläge zu bewegen.

Mit diesen Gedanken war er beschäftigt, als der Obrist im vollen Lachen hereintrat, und ihn fragte, was in aller Welt die Flucht seiner Haushälterin zu bedeuten hätte. Schöneich bat ihn, den Scherz bei Seite zu sezen, und ihm vielmehr auf ihre Spur zu helfen, damit er in Unterhandlung mit ihr treten könnte. Frau von Danner hatte ihrem Manne, dessen Denkungsart sie kannte, von ihrem Gespräch mit Deborah nichts gesagt, und es war keine leichte Arbeit für Schöneich, ihn zu überreden, daß es in der Sache erst noch etwas zu unterhandeln gäbe. Er konnte nicht fertig werden, über die nüchterne Liebschaft zu spotten, und die Scheinheiligkeit zu bewundern, mit welcher das Weib zu Werke gienge, um größere Aufopferungen zu erlangen.

Schöneich betrachtete freilich Deborahs Benehmen aus keinem solchen Gesichtspunkt, doch würdigte der seinige sie kaum weniger herab. Er schrieb, während sein Freund, bald lachend bald fluchend, im Zimmer auf und ab gieng, einen Brief an sie, zu dessen Bestellung der Obrist

Mittel zu finden versprach. Er bot ihr alles an, sagte ihr alles zu, die Ehe ausgenommen, und diese nur darum nicht, weil ihre Herzen dieses Bandes nicht bedürften, weil er erfahren hätte, wie wenig es dazu beitrüge, ein solches Verhältniß zu befestigen und ehrwürdig zu machen, weil eine so bittre Erfahrung es ihm unmöglich machte, sich je wieder diesem konventionellen Joch zu unterwerfen. Uebrigens zeugte seine Sprache von Liebe und von Achtung.

Der Obrist hatte keine Mühe, Deborah zu erfragen, um ihr den Brief nachzuschiken. Mit offenen Armen war sie von der guten alten Frau auf der Herrnmühle empfangen worden. Deborah hatte sie seit ihres Sohnes Tod schon einmal besucht, so daß die Müllerin sich über ihre Erscheinung nicht wunderte, und sie es auf einen gelegenen Augenblik, wo sie sich ruhiger fühlen würde, versparen konnte, ihr die Ursache ihrer Reise zu entdeken. Die Stille der ersten Nacht, die sie unter diesem gastfreundlichen Dach zubrachte, die Erinnerungen, die jeder Schritt in dem wohlbekannten Hause bei ihr erwekt hatte, würkten wohlthätig auf ihr kindliches Herz. Der Schuld entronnen, beugte sie sich unter der leitenden, rettenden Hand, und dankte mit Freudenthränen, die ihrer wunden Seele zum Balsam dienten, dem, der sie vor ihrer eigenen Schwachheit beschüzt hatte. Zu Ihm betete sie, Er möchte

auch über den Mann, den sie dennoch allein, einzig und ewig liebte, Sein Angesicht leuchten lassen, auch ihn vor sich selbst retten, auf welchem Wege es immer seiner Weisheit gefiele. Bei ihrem frühen Erwachen war ihr Kummer wie Schmerz am Grabe des Geliebten: er war für sie nicht mehr; sie hatte ihn Gott gegeben, gleich als wenn der Tod ihn aus ihren Armen gerissen hätte. Der Brief, den ihr ein Bote aus H. brachte, kam ihr nicht ganz unerwartet; sie hatte sich nicht geschmeichelt, daß sie keinen weiteren Angrif zu fürchten hätte. Aber sie war gefaßt: der Ausdruk von Liebe in Schöneichs Zeilen war eine süße Nahrung ihres Kummers, ohne einen Augenblik Kampf in ihr zu erregen. Sie antwortete:

„Ich weiß, gnädiger Herr, daß Sie es gut „meinen. Könnte ich auch darauf rechnen, Sie „durch die Annahme Ihrer Vorschläge glüklich „zu machen, so müßte ich doch noch Gott bitten, „mich vor der Versuchung zu bewahren, Ihrem „Glük mein Seelenheil zu opfern. Das würde „aber nicht seyn; denn wodurch ich Sie beglüken „könnte, das wäre der Frieden, um den Sie „mich einst beneideten, und den hätte ich dann „nimmer. Lassen Sie also, ich flehe Sie darum, „von jedem Gedanken ab, als könnten Sie meine „Weigerung erschüttern: wir betrögen dann ein„ander beide, Sie wären nicht weniger zu bekla-

„gen als ich; denn Sie würden immer damit „endigen, mir meine Seligkeit zu rauben. Weil „ich das fühle, werde ich nie wanken in meinem „Entschluß.“

Schöneich misverstand den sanften Ton dieses Briefs, und seine Hofnungen wurden dadurch bestärkt. Sein nächster Schritt war, selbst auf die Herrnmühle zu gehen. Durch seinen Bedienten, der kein Neuling war, wußte er es einzurichten, daß er die trauernde Deborah an einer einsamen Stelle im Baumgarten überraschte. Sie erschrak, aber ohne heftig zu werden: ihr Gefühl war darauf vorbereitet, jede neue Prüfung, die ihr auferlegt würde, still zu ertragen. Kurz und sanft beantwortete sie seine lebhaften Vorstellungen, indem sie ihn auf ihren Brief verwies. Als er sie, mehr hingerissen als zum Geist der Rolle gehörte, die er sich vorgeschrieben hatte, stürmisch in seine Arme schließen wollte, flehte sie mit wehmüthiger Innigkeit: ich bin arm, gnädiger Herr; man giebt mir keine Arbeit mehr, wenn Sie mich entehren; Sie sind zu edel, um das zu wollen —

Jezt verzweifelte er fast am Erfolg, er ließ sie los, und sie war in das Haus entflohen, ehe er auf neue Ueberredungsgründe gesonnen hatte. Noch gieng er, unentschlossen, aber heftiger als je auf seinen Zwek gespannt, im anstoßenden Gehölze umher, als ihm sein Bedienter einen

Brief brachte, den ihm Danner nachgeschikt hatte. Der Brief enthielt die Nachricht, daß sein Vater in D. gefährlich krank lag, und ihn noch einmal zu sprechen wünschte. Für jezt mußte er also jeden weiteren Angrif auf Deborahs Standhaftigkeit fahren lassen; er eilte nach Haus, und trat sogleich die Reise nach D. an.

Als Deborah diese Nachricht vernahm, fühlte sie ihr Herz sehr erleichtert, und kehrte nach H. zurük, mit dem Vorhaben, eingeschränkter als je zu leben, und besonders ihre Hannah schlichter wie bisher zu erziehen. Sie hatte kaum ihre Wohnung in H. wieder bezogen, als Frau von Danner sie rufen ließ, und ihr, mit einem Betragen das ihre herzliche Achtung bezeugte, eine sehr ansehnliche Summe zustellte, die Schöneich zur Belohnung ihrer Dienste zurükgelassen hatte. Deborah hätte das Geschenk gern abgelehnt, aber Frau von Danner bewies ihr, daß sie nicht anstehen könnte anzunehmen, was sie ihr zuzustellen übernommen hätte. Sie empfand schmerzlich, daß sie Untergeben war, und gehorchte.

Arbeit und Ergebung in ihr Schiksal gaben ihr den Frieden wieder, den die Liebe ihr geraubt hatte; diese blieb aber fest in ihrem Herzen, wo sie, rein wie sie nunmehr war, neben ihrem Gott bestand. Nachdem einige Monate verflossen waren, während deren sie nichts von Schöneich hörte, traf sie eines Tages die Obristin,

der sie, wie ehemals, zuweilen bestellte Arbeiten zu bringen hatte, in sichtbarer Verlegenheit und Bekümmerniß. — Wie kommt es, Frau Ehrhard, hob diese an, daß Sie nie nach unserm Freund Schöneich fragt?

Deborah erröthete: Ich bete täglich für ihn — nach ihm zu fragen, ziemt mir nicht.

Er ist kränklich, liebe Deborah, sehr kränklich — Er reiste vielleicht zu schnell nach seiner schweren Krankheit, er hatte auch vielen Verdruß mit den Anverwandten seiner Frau — man ist seinetwegen besorgt —

Deborah getraute sich nicht zu sprechen: ihre Stimme hätte zu viel gesagt; sie fürchtete sich auch, zu schweigen, als die Obristin ihrer Verlegenheit zu Hülfe kam, indem sie fortfuhr: Wir Weiber sind zu bedauern, gute Deborah! Es ist uns selten gegönnt, glüklich zu seyn und glüklich zu machen — einsam wandelt jezt der arme Schöneich, der an Ihrer Seite wahrscheinlich der Welt erhalten worden wäre, dem Grabe zu —

Das verhüte Gott! — Sie wissen es, gnädige Frau, es konnte nicht seyn — Hätte es nur mein Wohl gegolten — ach, ich hätte es ihm gern dargebracht! Aber was wäre ich ihm gewesen, vom Gefühl der Sünde, der Schande verfolgt?

Sie hat recht gehandelt — gewiß, Deborah, das hat Sie! — Dennoch aber thut es mir leid,

daß meine gute Deborah nicht anders handeln konnte — Sie waren seine erste, und seine einzige Liebe: das hat er mir oft wiederholt, ehe er uns verließ — Sie allein konnten ihm Stetigkeit geben — deren Mangel ihn nun aufzehrt!

Deborah giena mit sehr schwerem Herzen von der Obristin. Sie verstand die Frau nicht recht, ob ihr eine Tugend bekannt wäre, die ihr erlaubt hätte, Schöneichs — Haushälterin zu bleiben? Aber er war krank, und sie pflegte ihn nicht, und weil sie ihn nicht gepflegt hatte, war er krank geworden!

Es giengen mehrere schmerzliche Tage hin, wo sie, voll Sehnsucht, von Schöneich zu hören, sich nicht getraute, zu der Obristin zu gehen, um nach ihm zu fragen. An einem Nachmittag ward sie zu ihr gerufen. — Liebe Deborah, rief ihr Frau von Danner entgegen, und zog sie in ihr Kabinet, das sie hinter sich zuschloß — ich habe wieder von unserm Schöneich mit Ihnen zu sprechen — Leider kann ich Ihnen nicht sagen, daß es sich mit ihm gebessert habe. Aber heute darf ich Sie auffordern, Ihren Beruf zu erfüllen — für den Mann, der Sie liebt, der von Ihnen geliebt wird, dem Sie unentbehrlich sind, zu leben! — Ich werbe um Ihre Hand, meine Deborah, im Namen unsers armen Freundes — Er wünscht, den Rest eines vielleicht nur noch kurzen Lebens durch häusliches Glük zu verschö-

nern — er wünscht heilige Rechte, um einem liebenswürdigen, vortreflichen Weibe Unabhängigkeit zu verschaffen, um sie in einen Würkungskreis zu sezen, der ihrem Geist und ihrem Herzen angemessen sei — Hier, meine Freundin, sind seine eigenen Worte!

Sie gab der erstaunten Deborah einen Brief, und gieng, während diese las, in das anstossende Zimmer.

„Als ich Sie beschwor, meine geliebte Freun„din, mir auf meine Bedingungen anzugehö„ren, war es nicht meine Absicht, Sie zu „beleidigen. Ich handelte nach selbstsüchtigen, „schlecht berechneten Grundsäzen, nach falschen „Voraussezungen — indem Sie mir aber bewie„sen, wie sehr ich irrte, ließen Sie mir das „tiefe, traurige Gefühl zurük, daß ich bei Ihnen „verloren haben müßte. Hätte diese Furcht mich „nicht zurükgehalten, so würde ich früher eine „neue Bitte gewagt haben, die nicht weniger „eigennüzig ist, bei der ich aber den Feind, „der mir damals entgegenstand, Ihr Gewissen, „nicht zu fürchten habe.

„Deborah — ich bin krank; man sagt mir, „daß ich, ohne sehr günstige Umstände, nur kurze „Zeit noch leben kann. Das Daseyn steigt im „Preis, wenn sein Ziel nahe scheint — Nur „Eines ist, was ich auf Erden wünsche: mit „dem Weibe meiner ersten und lezten Liebe, sei

„es auch nur auf wenige Tage, zu leben, und „in ihren Armen zu sterben.

„Wollen Sie mir diesen Wunsch versagen? — „Wollen Sie mir das Recht versagen, Ihre „Hannah an Kindes Statt anzunehmen, den „schönen Anlagen dieses theuren Geschöpfs einen „günstigeren Boden zu verschaffen?

„Ich bin Ihnen nahe, um eine Antwort zu „vernehmen, von der meine ganze Ruhe abhängt.“

Ihre Ueberraschung, ihre hervordringenden Thränen erlaubten ihr nur langsam zu lesen. Bei den lezten Worten sah sie erschroken auf, als die Obristin wieder zu ihr trat — Nun, sagte sie, Deborahs Hände ergreifend — Ihr Entschluß?

Gnädige Frau — ich bin zu diesem Stande nicht geboren —

Schöneichs Vater war Fabrikherr — hätte der Ihrige Glük gehabt, er wäre leicht geworden, was jener war —

Ich lebte bis jezt .... fast in Armuth —

Darum darf er wagen, Ihnen seine Hand anzubieten.

Seine Familie wird mich verachten —

Sie haben mit seiner Familie nichts zu thun.

Und er selbst, wenn er je ..... O Gott, wenn er mir es vorwürfe!

Dann wäre er ein Elender — Sie aber hätten das Bewußtseyn Ihrer Tugend — das Be-

wußtseyn, der Liebe den Rest einer schönen Jugend, Ihre Freiheit, Ihre Ruhe geopfert zu haben — Ich will Ihnen kein Blendwerk vormachen, Deborah. Sie werden Krankenwärterin seyn; Schöneich ist der Welt übersatt — er wird unruhig, launig, voll Ansprüche seyn — Aber ohne Sie würde er in trüber Einsamkeit, an sich und allem Guten verzweifelnd, ein trauriges Leben vollends hinschmachten. Sie werden ihn lehren — denn sein Herz ist weich und edel — mit den Kräften, die ihm noch übrig bleiben, haushalten. An Ihrer Seite wird ihm noch mancher Genuß beschieden seyn, den er nie kannte, den er stets ahnete, und über dessen unerfüllter Ahnung er vergehen würde — Finden Sie nun diesen Beruf nicht schön, so lieben Sie nicht — so sind diese Rosen auf diesen schönen Wangen nicht der Lohn und das Zeugniß einer strengen Tugend!

Zitternd unterbrach sie Deborah: Wo ist Schöneich? wo ist er? — Und die Obristin zog sie in das anstoßende Zimmer, wo er sie in seine Arme empfieng.

Deborahs Ehe entsprach Zug für Zug jenem Gemälde, das Frau von Danner mit prophetischer Lebensweisheit entworfen hatte. Deborah hatte nicht nach weltlichem Glük getrachtet, sie hatte das Beste wählen wollen, und dankte täglich Gott für Freude und Leid, die ihr wurden,

indem sie für den Mann ihrer Liebe lebte. Schöneich verkannte nicht, was er ihr schuldig war; er verehrte sie wie eine Heilige, und willig ihr nachstrebend im Guten, glaubte er ihr gleicher zu werden, wenn er den Glauben ergriffe, in welchem sie auferzogen worden war. Wer den unvertilgbaren Reiz früher Eindrüke erfuhr, mag sich Deborahs seliges Entzüken vorstellen, als sie sich nach wenigen Jahren mit ihrem Gemahl in der Bürgergemeine zu *berg, wo sie ihre erste Jugend verlebt hatte, niederließ. Hannah blieb ihr auch hier zur Seite, und wuchs zu gleicher, aber mit Prüfungen mehr verschonter, Heiligkeit vollends auf.

L. F. Huber.

Die beiden Eichhörner.

Ein Eichhorn kam um seinen Schwanz;
Man weiß nicht, wie sich's zugetragen.
Was für die junge Braut der Kranz
Und für das Kirchenlicht der Kragen,
Das ist auch noch in unsern Tagen
Dem Eichhorn und dem Fuchs der Schwanz.
Der Spott gesellt sich gern zum Schaden:
Der Junker mit dem kahlen Steis
Ward allen seinen Kameraden,
Vom kleinsten Buben bis zum Greis,